

Peckinpahs Höllenflug



Peckinpahs Höllenflug

Tony Ballard Nr. 44

Teil 1/2

von A.F.Morland

erschienen am 25.05.1984

Peckinpahs Höllenflug

Magier-Dämonen, von Asmodis geschaffen, furchtbare Diener des Bösen. Ihr Machthunger war unersättlich, ihre Seelen dunkel wie die Nacht.

Ihre Heimat war die Prä-Welt Coor. Hier waren sie die uneingeschränkten Herrscher, hier konnten sie mit unerbittlicher Härte über jede Kreatur regieren.

Doch Coor genügte den Grausamen Fünf nicht. So begannen sie, nach neuen Sklaven zu suchen und fanden – die Menschen!

Macht über die Erde, das war nun Ihr Ziel. Und sie schickten *Vulkan*, einen der ihren, aus, um das Werk zu beginnen…

Die Insel lag im Tirrenischen Meer zwischen Vulcano und Stromboli. Insel war fast zuviel gesagt, denn sie bestand eigentlich nur aus einem einzigen Berg, einem erloschenen Vulkan, der auf gewöhnlichen Landkarten nicht zu finden war.

Man mußte ihn selbst auf einer Spezialkarte mit der Lupe suchen, und doch rankten sich unheimliche Sagen und Legenden um ihn, den Monte Fuoco, den Feuerberg.

Die meisten Menschen mieden seine Nähe, ohne einen Grund dafür nennen zu können. Der Feuerberg war ihnen einfach nicht geheuer, und so schien es ihnen nicht ratsam, die Insel zu betreten.

Es gab alte Männer und Frauen, die von einem grauenerregenden Ungeheuer erzählten, das sie selbst nie gesehen hatten, von dem ihnen aber ihre Großeltern glaubhaft berichteten.

Vor vielen Generationen sollte der Monte Fuoco aktiv gewesen sein, doch das hätte die Menschen nicht weiter geängstigt, denn es gab ringsherum noch viele andere feuerspeiende Berge.

Sie hatten Angst vor Tansul, der Lavabestie, die im Monte Fuoco leben sollte. Ein Höllengigant – riesig, grauenerregend und feuerspeiend.

Tansul sollte einst schrecklich gewütet haben, die auf den Nachbarinseln befindlichen Dörfer und die dort wohnenden Menschen mit einem gewaltigen Aschenregen erstickt und Erd- und Seebeben ausgelöst haben.

Sein Treiben hielt so lange an, wie der Monte Fuoco aktiv war. Als die Lava erstarrte und der Feuerberg erkaltete, hörten Tansuls Schreckenstaten auf.

Es wurde behauptet, diejenigen, die den Mut hätten, zum Krater des Feuerberges hinaufzusteigen, könnten Tansuls grauenerregende Fratze im erkalteten Lavagestein erkennen, doch solche Helden waren dünn gesät. Die meisten Menschen verzichteten lieber auf dieses schaurige Erlebnis.

Doch als Vulkan, das Mitglied der Grausamen 5, von Tansul hörte, machte er sich auf den Weg zum Monte Fuoco, um die Lavabestie zu neuem Leben zu erwecken.

Er verließ das schwarze Wolkenschloß auf der Prä-Welt Coor, durchquerte Zeit und Raum und erreichte an einem sonnigen Nachmittag die Erde, obwohl ein Gewittersturm besser zu seinem Erscheinen gepaßt hätte.

Die Magier-Dämonen waren von Asmodis, dem Fürsten der Finsternis, persönlich geschaffen worden.

Aus einem riesigen schwarzen Kelch hatte er sie gehoben und ihnen dämonisches Leben eingehaucht. Ihrem Anführer gab er den Namen Höllenfaust, und die anderen nannte er Zero, Radheera, Thoran und Vulkan.

Äußerlich sahen sich die Grausamen 5 sehr ähnlich, wenn man außer acht läßt, daß Thoran als zusätzliche Waffe einen schweren goldenen Hammer besaß.

Was die Magier-Dämonen unterschied, waren ihre Fähigkeiten, die sie bedingungslos in den Dienst der schwarzen Macht stellten.

Vulkan liebte das glühende Inferno von Feuer und Magma. Unter seinem schwarzen Flügelhelm brannten grausame Augen in höllischer Glut. Ein gewaltiges goldenes Schwert trug er an der Seite, und sein Brustpanzer war schwärzer als die Nacht.

Vulkan blieb stehen und blickte sich um, ließ seinen Blick über das kobaltblaue Meer schweifen. Glasklar war die Luft, und so konnte der Magier-Dämon Kalabrien und Sizilien sehen.

Dort würde man bald von ihm hören – von ihm und Tansul, der wiedererweckten Lavabestie. Vulkan hatte große Pläne; bald würde er über dieses Gebiet herrschen.

Nichts würde mehr ohne sein Wissen und ohne seinen Willen geschehen, und das schwarze Feuer, das er entfachte, würde auf die Kontinente übergreifen.

Die Welt war nicht zu groß für Vulkan, er fühlte sich stark genug, sie zu beherrschen. Vielleicht würde später jeder Magier-Dämon einen Erdteil übernehmen, das sollte Höllenfaust entscheiden.

Ein mehrstimmiges Krächzen riß den Magier-Dämon aus seinen machthungrigen Gedanken. Er wandte den Kopf und musterte die fünf Satansfalken, die ihn auf allen Wegen begleiteten.

In der Linken hielt Vulkan einen Stab mit Quersprossen, auf denen die gefährlichen Greifvögel saßen. Mit ihnen jagten die Grausamen 5 zumeist auf Coor.

Tiere, Gnome, Elfen, Zauberer… Niemand war vor diesen Blutfalken sicher, und natürlich nahmen die Magier-Dämonen ihre Jagdvögel auch in andere Dimensionen mit.

Die Satansfalken flatterten nervös, und Vulkan setzte seinen Weg zum düsteren Kraterschlund fort. An großen Lavafelsen vorbei, stieg Vulkan den Berg hinauf und erreichte wenig später den großen runden Krater.

Er war am Ziel.

***

Tom Ireland schielte so stark, daß herzlose Spötter behaupteten:

»Wenn du weinst, rinnen dir die Tränen diagonal über das Gesicht.«

Mel Shannon hätte sich zu so einer Bemerkung nie hinreißen lassen, denn Ireland war sein Freund, und er hatte keinen Grund, ihm einen seelischen Schmerz zuzufügen.

Sie verstanden sich großartig, und jeder nahm auf die Schwächen des anderen Rücksicht, deshalb hatte es zwischen ihnen auch noch nie

Streit gegeben.

Man respektierte die Meinung des Freundes und versuchte in einem Gespräch zu einer vernünftigen Einigung zu kommen, wenn die Meinungen mal nicht auf derselben Linie lagen.

Sie waren Engländer, wohnten in Nottingham. Ireland war Feinmechaniker, Shannon Technischer Zeichner – und sie hatten ein gemeinsames Hobby: das Vermessen von Landstrichen, Gewässern und Bergen.

Wenn sie Abweichungen zu vorhandenen Daten feststellten, freuten sie sich maßlos und schrieben seitenlange Expertisen an die zuständigen Behörden.

Daß sie damit auch hin und wieder Erfolg hatten, erfüllte sie mit ganz besonderem Stolz. Normalerweise machten sie nur die Umgebung von Nottingham unsicher, doch wenn sie Urlaub hatten, dehnten sie ihren Aktionsbereich auf ganz Europa aus.

Diesmal wollten sie den Monte Fuoco vermessen. Dieser Arbeit gingen umfangreiche Vorbereitungen voran, die Freunde verschafften sich reichlich Kartenmaterial und plünderten die städtische Leihbibliothek, um sich gründlich über ihr Einsatzgebiet zu informieren.

»Je mehr man weiß, desto größer ist der Spaß an der Arbeit«, sagte Shannon, und Ireland pflichtete ihm bei.

Neben historischem Background erfuhren die Männer erstmals auch von Tansul, und Tom Ireland rief mit strahlenden Schielaugen aus: »Mann, das ist ‘ne Wucht! Diesmal wird unser Urlaub ein ganz besonderes Abenteuer!«

»Ein Horrortrip«, sagte Mel Shannon und grinste. Er glaubte nicht an Ungeheuer, war aber nicht einmal abgeneigt, zu glauben, daß man eine Monsterfratze sah, wenn man am Kraterrand stand und in den steinernen Schlund blickte.

Seine Erklärung dafür war einfach: Die Lava war erstarrt, und ihre Oberfläche bildete zufällig eine Horrorvisage. Die Natur treibt diesbezüglich manchmal ganz verrückte Blüten.

Sie wohnten in einem billigen Hotel in Tropea und hatten schon – so nebenbei – den 707 Meter hohen Monte Poro vermessen, weil er gewissermaßen vor der Haustür lag.

Dann aber mieteten sie ein Motorboot und fuhren ihrem eigentlichen Ziel entgegen: dem Monte Fuoco!

Steil und schroff, unheimlich und abweisend ragte der Feuerberg aus dem Meer. Ireland und Shannon waren fasziniert, überwältigt.

»Er ist etwas Besonderes«, meinte Tom Ireland. »Jetzt verstehe ich, daß sich so viele Geschichten um diesen Berg ranken. Es geht etwas Undefinierbares von ihm aus.«

»Ich spür’s auch«, sagte Mel Shannon, der das Motorboot steuerte

und bereits nach einer Anlegemöglichkeit Ausschau hielt.

»Wir werden ungestört arbeiten können.«

»Weil nicht jedermann so mutig ist wie wir beide.«

Die Feuerinsel war nur in der unteren Region bewachsen, ein schmaler grüner Gürtel umschloß sie in Meernähe, danach kam dunkler, kahler Fels, hartes, bizarres Lavagestein.

Shannon entdeckte eine geeignete Anlegestelle im Süden der Insel und steuerte darauf zu. Tom Ireland sprang an Land, fing das Tau auf, das ihm Shannon zuwarf, und schlang es um die dicken, ausgewaschenen Wurzeln einer alten Pinie, die ihre Äste weit über das Wasser streckte.

»Sieh dir mal diesen Baum an«, forderte Shannon seinen Freund auf.

Ireland tat es. »Was ist damit?«

»Sieht er nicht aus, als wollte er von dieser Insel fliehen?«

Tom Ireland grinste und schüttelte den Kopf. »Mann, hast du eine rege Phantasie. Warum bist du nicht Schriftsteller geworden?«

»Ist doch ‘n Hungerleiderjob«, sagte Shannon und machte eine wegwerfende Handbewegung.

Sie vertäuten das Boot gewissenhaft und schwangen sich anschließend ihre Rucksäcke auf den Rücken. Bevor sie die Vermessungsarbeit begannen, wollten sie sich erst einmal in natura ansehen, was sie aus Büchern und von Karten schon so gut kannten.

Still war es auf der Vulkaninsel, unheimlich still. Nur das leise Rauschen des Meeres war zu hören. Die Männer bahnten sich einen Weg durch das teilweise stark verfilzte Unterholz.

Ireland blieb stehen und wandte sich seinem Freund zu. »Weißt du, daß es herrlich sein müßte, hier ein Haus zu haben.«

»Ach komm, du bist doch nicht zum Einsiedler geboren, und besuchen käme dich hier kaum mal jemand.«

»Wenn ich an die verrückte Hektik in Nottingham denke und dann diese wohltuende Ruhe hier erlebe, kann ich mir sehr wohl vorstellen, auf dieser Insel zu wohnen.«

»Du würdest auf einem Vulkan sitzen.«

»Auf einem erkalteten.«

Mel Shannon wiegte den Kopf. »Man darf solchen Feuerbergen nie trauen. Sie sind unberechenbar, können jederzeit wieder aktiv werden. Stell dir vor, du liegst vor deinem Traumhaus auf der kühlen Terrasse im Schatten des Sonnenschirms, und plötzlich fliegt dir die Insel um die Ohren. Nein, danke, das ist nicht nach meinem Geschmack.«

»Du mußt immer alles gleich so schwarz sehen. Der Vulkan kann ebensogut zeit meines Lebens kalt bleiben.«

Sie ließen den Vegetationsgürtel hinter sich und erreichten eine triste Lavahalde, wähnten sich allein auf der Feuerinsel und erfreuten sich am einmaligen Anblick ihrer Umgebung.

Wie hätten sie ahnen sollen, daß sie sich in größter Gefahr befanden, daß jemand auf dieser Insel weilte, der nicht von dieser Welt kam?

***

Vulkans dunkle Augen starrten durch die Schlitze des Flügelhelms in die dämmrige Tiefe des Kraters. Dort unten hatte einst Tansul gelebt, und es gab sie immer noch, die schreckliche Lavabestie.

Sie war nur erkaltet, ruhte in der Tiefe des Feuerbergs, und Vulkan hatte die Macht, sie wieder zum Leben zu erwecken. Breitbeinig stand das Mitglied der Grausamen 5 da.

Der Magier-Dämon stieß den Stab, auf dem die Satansvögel saßen, in das Lavagestein und streckte die Arme aus, wobei die Handflächen nach unten wiesen.

Vulkan schloß die Augen und konzentrierte sich. Er aktivierte seine Höllenkraft und sandte sie in den großen Krater hinab.

Dabei formten seine Lippen Worte in einer Sprache, die es auf dieser Welt nicht gab. Vulkan bediente sich einer alten, starken Dämonensprache.

Er verwendete Formeln und Sprüche, die Naturgewalten entfesseln konnten. Die unheilvollen Kräfte, die er damit weckte, bündelte und verstärkte er mit seiner enormen Magie und schickte sie in den Schlund des Monte Fuoco.

Seine Macht reichte aus, um das Lavagestein zu erweichen, zum Glühen und Brodeln zu bringen.

Der Monte Fuoco würde seinem Namen bald wieder gerecht werden.

Ein rötlicher Schein überzog die Handflächen des Magier-Dämons.

Dieser Schein durchdrang den Fels, tauchte ein in düstere Tiefen und holte aus verborgenen Schloten brodelndes Magma herauf.

Vulkan spürte, wie das Verderben im Inneren des Feuerberges hochstieg, und um seinen grausamen Mund zuckte ein zufriedenes Lächeln. Er genoß es, Macht über die tote Materie zu haben, sie zum Leben erwecken zu können.

Schwarze Impulse gingen ständig von ihm aus, durchdrangen das Gestein und zersetzten es, erzeugten eine unvorstellbare Hitze und schürten die Glut im Inneren des Monte Fuoco immer mehr.

Aus tiefen Rissen und finsteren Spalten stiegen graue Dämpfe, die sich über die Kratersohle verteilten. Sie wallten an den steilen Wänden hoch und ergriffen mehr und mehr Besitz von dem steinernen Schlund.

Vulkan vermochte die Rauch- und Dampfschwaden mit seinen Augen mühelos zu durchdringen. Keinem Menschen wäre das möglich gewesen. Während das wallende Grau ständig weiter stieg, beobachtete der Magier-Dämon, was sich darunter abspielte.

Das Lavagestein begann sich zu bewegen, war an der Unterseite nicht

mehr fest, sondern flüssig, und die Hitze drang an die Oberfläche. Der grauschwarze Stein veränderte sich, wurde hell, begann zu glühen.

Die starre Oberfläche sank nach unten, hinein in die brodelnde Hitze, die an manchen Stellen schon hellgelb glühte und ständig in Bewegung war.

Der Feuerberg lebte wieder!

Vulkans Lippen formten den Namen der Lavabestie: »TANSUL! Tansul, höre mich! Ich gebe dir dein Leben wieder! Steige empor aus der glühenden Tiefe des Vulkans und bringe Verderben über die Menschheit!«

In der wallenden Lavabrühe bewegte sich etwas, und im selben Augenblick durchstieß eine schwarzgrüne Krallenhand die rote Oberfläche.

Die langen, kräftigen Finger zuckten wie Fangeisen. Die Krallen waren lange, spitze, riesige Dolche. Jetzt schloß sich die Höllenhand zur Faust.

Sie war so groß, daß sie ein Passagierschiff mit einem einzigen Hieb zertrümmern und auf den Meeresgrund schicken konnte.

Wenn man von dieser Faust auf die gesamte Größe des Ungeheuers schloß, mußte es einen gewaltigen Körper haben.

Vulkan lachte zufrieden.

Tansul, die Lavabestie, lebte wieder!

***

Tom Ireland wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sie hatten etwa die Hälfte des Monte Fuoco erklommen, und Ireland war plötzlich erstaunt stehengeblieben.

»Was sagt man dazu?«

Mel Shannon folgte dem Blick des Freundes. »He, verdammt, der Berg raucht ja! Und hier wolltest du wohnen. Jetzt siehst du selbst, daß man einem Vulkan niemals trauen darf. Er kann noch so lange erkaltet sein – die Kanäle tief im Erdinneren bestehen nach wie vor, dort unten kocht und brodelt das flüssige Gestein, und die Gase suchen nach einem Weg ins Freie. So kann sich im Laufe der Jahre ein irrer Druck aufbauen. Aber dann – plötzlich… Rrrummms!«

Ireland beobachtete die graue Rauchsäule, die zum blauen Himmel emporwuchs. Er wollte nicht glauben, daß der Vulkan ausgerechnet heute aktiv wurde.

Seit undenklichen Zeiten war der Monte Fuoco nicht mehr ausgebrochen. Warum sollte es heute dazu kommen?

»Ich halte den Rauch für harmlos«, sagte Tom Ireland.

»Aber er beweist, daß der Monte Fuoco nicht tot ist«, meinte Mel Shannon. »Vulcano, Stromboli, der Ätna… Sie sind durch Magmaschlote miteinander verbunden. Wer weiß, wie weit diese

glühenden Verbindungen noch reichen. Dort unten geht es zu wie in meinem Bauch, wenn ich Bohnensuppe gegessen habe.« Shannon lachte. »Der Überdruck muß irgendwo raus.«

»Diesmal scheint er hier einen Weg ins Freie gefunden zu haben«, sagte Ireland. »Komm, Mel, wir steigen zum Krater hinauf und sehen uns dieses Naturschauspiel an.«

Sie setzten ihren Weg fort, überkletterten das schwarze, verwitterte Geröll und waren bestrebt, ihr Ziel ohne Umwege zu erreichen.

Plötzlich blieb Mel Shannon stehen. »Mann!« stieß er heiser hervor. »Das darf doch nicht wahr sein!«

»Was ist los?« fragte Ireland.

»Wir sind nicht allein auf der Feuerinsel!« behauptete Shannon.

»Quatsch, natürlich sind wir…«

»Dort oben steht jemand am Kraterrand.«

Ireland kniff die Augen zusammen, und ein überraschter Ausdruck breitete sich über seine Züge. »Tatsächlich, Mel, du hast recht. Dort oben steht wirklich jemand. Aber es ist ein verdammt komischer Kauz, würde ich sagen. Wenn wir uns auf einer Südseeinsel befänden, würde ich meinen, es ist eine Art Medizinmann von so ‘nem unaufgeklärten Naturvolk, der zur Spitze des Berges hinaufgestiegen ist, um den bösen Geist, der in ihm wohnt, zu besänftigen.«

»Er scheint aus der Ritterzeit übriggeblieben zu sein – so wie der aussieht«, machte sich Mel Shannon lustig. »Wer trägt heutzutage Flügelhelm und Brustpanzer?«

»Und ist mit einem Schwert bewaffnet.«

»Sag mal, was bewegt sich denn neben diesem Knaben auf der Stange mit den Quersprossen?«

»Das scheinen Falken zu sein.«

»Weißt du was? Wir steigen zu diesem Sonderling hinauf und reden mit ihm.«

»Er hat bestimmt einen Tick. Der kann doch nicht ganz dicht sein.«

»Wird bestimmt ganz amüsant sein, sich mit ihm zu unterhalten«, sagte Mel Shannon und ging weiter.

Und damit besiegelte er sein Schicksal und das seines Freundes.

***

Mit großer Genugtuung beobachtete Vulkan das Erwachen der Lavabestie. Eine zweite Krallenhand durchstieß die glühende Oberfläche des flüssigen Gesteins, und Augenblicke später tauchte der Schädel des mächtigen Ungeheuers auf.

Grauenerregend sah Tansul aus. Er öffnete sein großes Maul mit den mannsgroßen, spitzen Zähnen und stieß ein grimmiges Fauchen aus.

Rauch stieg aus breiten Nüstern, und in den geschlitzten Augen leuchtete eine weiße Glut. Auf dem riesigen Schädel saßen gelbe,

gerippte Hörner, die sich, Schlangen gleich, nach oben wanden.
Vulkan betrachtete Tansul als sein Wesen. Er hatte es neu geschaffen, damit es ihm diente. Das Mitglied der Grausamen 5 war von nun an Tansuls Herr.
Die Lavabestie würde Vulkans Befehlen gehorchen müssen. Ungehorsam wäre sein Tod.
Die Falken des Magier-Dämons stießen krächzende Schreie aus.
Vulkan kannte jede ihrer Regungen. Wenn sie sich auf diese Weise gebärdeten, mußte sich eine lohnende Beute in der Nähe befinden.
Vulkan wandte sich blitzschnell um und erblickte sofort die beiden Männer, die sich etwa auf halber Höhe des Berges befanden.
Vulkans Züge wurden hart. Menschen! Was hatten sie hier zu suchen? Was wollten sie auf der Feuerinsel?
Der Magier-Dämon haßte es, gestört zu werden. Dafür sollten die Männer sterben.
Vulkan wußte, daß die beiden Männer ihn bereits gesehen hatten.
Sie waren auf dem Weg zu ihm, diese Narren, anstatt umzukehren und zu fliehen. Sie würden ein Fressen für die Falken sein.
Die gefiederten Räuber wurden ungeduldig, schlugen mit den Flügeln und krächzten immer lauter. Es hörte sich an, als wollten sie damit Vulkans Befehl zum Angriff erwirken.
Der Magier-Dämon lachte knurrend. »Ihr giert nach Fleisch und Blut – ihr sollt es haben! Greift sie an! Tötet sie!«
Auf dieses Kommando hatten die Höllenfalken gewartet. Sie stießen sich alle fünf gleichzeitig von den Sprossen ab und schwangen sich mit kräftigen Flügelschlägen in die Lüfte.
»Verdammt, dieser Wahnsinnige hetzt seine Falken auf uns!« stieß Mel Shannon entsetzt hervor. »Er… er muß wirklich verrückt sein!«
»Wir müssen zurück, Mel!« keuchte Tom Ireland.
»Nein, wir stellen uns, Tom!«
»Bist du verrückt? Ich kämpfe nicht mit diesen Biestern.«
»Wir haben keine andere Wahl«, behauptete Shannon. »Die Falken sind schneller als wir! Wir kämen nicht weit, deshalb bleiben wir hier stehen und erwarten sie.«
»Du verfluchter Hund!« brüllte Tom Ireland zum Krater hinauf.
»Pfeif deine Vögel zurück…«
»Sonst sind wir gezwungen, sie zu erschlagen!« fügte Shannon den Worten seines Freundes hinzu.
Vulkan reagierte nicht darauf. Reglos stand er da und beobachtete das tödliche Schauspiel, das unaufhaltsam seinen Lauf nahm.
Tom Ireland sprang zwischen zwei mannshohe Felsen. Mel Shannon riß seinen Rucksack herunter, stellte ihn ab, und während er zum Himmel hinaufblickte und die Falken nicht aus den Augen ließ, öffnete er den Rucksack.

Unter normalen Umständen hätte er die Verschlüsse viel schneller aufbekommen, doch jetzt war er aufgeregt, zitterte und stand wie unter Strom.

Der erste Falke legte die Flügel an den Körper. Wie ein Stein fiel er vom Himmel. Mel Shannon hatte den Eindruck, die Augen des Tiers würden glühen.

»Vorsicht, Mel!« schrie Ireland.

Shannon schnappte sich das Stativ, das sich im Rucksack befand.

Er wollte es herausreißen, doch es blieb mit der Fixierschraube hängen.

Mel Shannon zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen, während der Satansfalke mit vorgestreckten, weit geöffneten Fängen auf ihn herabsauste.

»Mel!« brüllte Ireland, der glaubte, es wäre um seinen Freund geschehen. Aber Shannon schaffte es. Er ließ sich nach links fallen.

Die Greifer des Vogels verfehlten ihn um wenige Zentimeter, während er hart auf das Lavageröll schlug. Der Satansfalke spreizte die Schwingen, schrie wütend, fing sich ab und stieg flatternd hoch.

Der nächste Vogel griff Ireland an. Dieser ging zwischen den Felsen in die Hocke und hob schützend die Arme über den Kopf.

Schweiß brannte in seinen Augen.

Er hielt den Atem an und hoffte, zwischen den beiden Steinblöcken sicher zu sein. Der gefiederte Angreifer stoppte seinen Fall zwei Meter über den Felsen.

Die Luft mit schnellen Flügelbewegungen schlagend, hing er über Tom Ireland, und seine scharfen Augen suchten nach einer Möglichkeit, den Mann zu greifen.

Indessen holte Mel Shannon das Stativ aus dem Rucksack. Er verlängerte die Teleskopbeine auf einen Meter, schraubte sie fest, kletterte auf einen der beiden Felsen, zwischen denen Ireland Schutz gesucht hatte, und hieb mit großer Wucht auf den Satansfalken ein.

Der erste Schlag traf das Tier knapp neben dem Kopf. Drei, vier Federn tanzten durch die Luft, während der Satansfalke kreischend zur Seite schwang, unter dem nächsten Schlag durchtauchte und Shannon angriff.

Aber Mel Shannon hatte Glück. Es gelang ihm, sich in Gedankenschnelle zur Seite zu drehen, wodurch der Falke knapp an ihm vorbeischoß.

Von oben sauste das Stativ surrend herab und landete diesmal auf dem Rücken des Greifvogels, der dadurch einen halben Meter Höhe verlor.

Shannon lachte das Herz, als das Tier durch die Luft torkelte und sich entfernte.

»Komm herauf, Tom!« rief er seinem Freund zu. »Pack dein Stativ aus

und hilf mir! Wir werden mit ihnen fertig! Bei Gott, wir schaffen diese Biester mit vereinten Kräften!«

In großer Hast befreite sich Tom Ireland nun ebenfalls von seinem Rucksack, öffnete ihn und griff nach dem Stativ, das sich in seiner Hand als Waffe bewähren sollte.

Da stieß Mel Shannon oben auf dem Felsen einen markerschütternden Schrei aus. Irelands Herz blieb vor Schreck fast stehen. Er blickte entsetzt nach oben und sah, was passierte.

Shannon wurde von drei Falken gleichzeitig attackiert. Er war verletzt. Ireland sah, daß der Freund blutete. Shannon wehrte sich heldenhaft, aber drei solche Gegner waren zuviel für einen Mann allein.

Dabei gingen die Satansfalken noch gar nicht richtig aus sich heraus. Sie spielten gewissermaßen mit ihrem Opfer, ließen es noch in dem Glauben, eine Chance zu haben, doch in Wirklichkeit war Mel Shannon dem Tod geweiht.

Er hieb immer wieder zu, traf Flügel und Fänge, stach gegen die Vogelleiber, die ihn kreischend umtanzten und mit ihren Schnäbeln auf ihn einhackten.

»Hilf mir, Tom! Verdammt noch mal, so hilf mir doch!« brüllte er.

Kaum hatte sich Tom Ireland zwischen den Felsen hervorgewagt, da griffen sofort die letzten beiden Satansfalken an. Er wehrte sie tolpatschig ab, war kein Kämpfer, wußte aber, daß er sein Leben verlieren würde, wenn er sich nicht tapfer und kraftvoll zur Wehr setzte.

Wieder hörte er den Freund brüllen, und er sah, daß Mels Gesicht voller Blut war.

Manchmal war sein Kopf nicht zu sehen, und es hatte den Anschein, als trüge er statt dessen drei Falken auf seinen Schultern. Die Flügel zuckten und schlugen.

Shannon verlor das Stativ. Es fiel auf den Felsen, rutschte weiter und klapperte zu Boden, während der Mann in rasender Panik mit beiden Händen nach oben griff und einen der Blutvögel packte.

Aber es gelang ihm nicht, das Tier von sich zu reißen, denn die dolchartigen Fänge hatten sich in den Stoff seiner Jacke verkrallt.

Und immer wieder hackten die Schnäbel auf ihn ein. Die Satansfalken ließen nicht von ihrem Opfer ab.

Shannon brüllte seinen Schmerz heraus; er wankte, ein Blutschleier trübte seinen Blick, er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Er machte einen Schritt zur Seite, als er das Gleichgewicht verlor, trat ins Leere und stürzte vom Felsen.

Doch die Höllenvögel ließen nicht von ihm ab. Er wälzte sich auf dem Boden, schlug und trat verzweifelt um sich, schrie ohne Unterlaß, und dann riß sein Schrei jäh ab.

Tom Ireland begriff sofort, daß sein Freund tot war. Entsetzt sprang er wieder zwischen die Felsen, aber ihm war klar, daß er auch dort vor den Blutfalken nicht sicher war.

***

Maßanzug, Melone, Ebenholzstock mit Silberknauf – der häßliche Gnom von der Prä-Welt Coor kleidete sich wirklich wie ein Gentleman.

Daß Cruv den Mut eines Löwen hatte, sah man dem Knirps nicht an. Es war gefährlich, ihn zu unterschätzen, und vielleicht lag darin das Geheimnis seines Erfolgs, denn ein Gegner, der ihn nicht für voll nahm, erlebte eine böse Überraschung.

Kürzlich avancierte Cruv zum Leibwächter des reichen britischen Industriellen Tucker Peckinpah. [1] Seither wich er nicht mehr von dessen Seite, und er war bereit, sein Leben für Peckinpah zu geben.

Sie weilten in Damaskus, der Hauptstadt Syriens, wo Tucker Peckinpah erfolgreiche Verhandlungen hinter sich gebracht hatte.

»Mr. Goldfinger«, wie Peckinpah hin und wieder genannt wurde, ließ sein Geld überall auf der Welt arbeiten, und er war natürlich auch im Ölgeschäft tätig.

Die Delegation, mit der er sich in Damaskus traf, machte ihm verbindliche Lieferzusagen, was anderen Geschäftsleuten vor ihm nicht gelungen war, und er erzielte darüber hinaus einen Traumpreis, der der Konkurrenz die Zornesröte ins Gesicht trieb.

Peckinpah war ein Vollblutgeschäftsmann. Und er freute sich über den kleinsten Gewinn.

Cruv hatte an der rassigen Bauchtänzerin Aysha Feuer gefangen.

Sie trat allabendlich in der fashionablen Hotelbar auf, war eine Berühmtheit in der Stadt, ja beinahe schon ein Wahrzeichen von Damaskus.

Keine andere Tänzerin war so schön und so geschmeidig wie sie.

Niemand beherrschte die Kunst des Tanzes so hervorragend. Ihre Einmaligkeit war weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt, und so war es nicht verwunderlich, daß Cruv von ihr begeistert war.

Daß er nur halb so groß war wie sie, störte ihn nicht und hielt ihn auch nicht davon ab, sie nach ihrem Auftritt zu einem Drink einzuladen.

Er hatte eigentlich keinen Moment daran gezweifelt, daß sie seine Einladung annehmen würde, denn er hatte es im Gefühl, daß auch sie ihn kennenlernen wollte.

Sie waren beide außergewöhnlich – jeder auf seine Art. Wenn Cruv auch wie ein – kleingeratener – Mensch aussah, so war er doch keiner, sondern ein friedliebendes Wesen von einer fernen Welt.

Er wäre heute nicht mehr am Leben, wenn ihm nicht Roxane, die

Hexe aus dem Jenseits, dieses Leben gerettet und ihn mit auf die Erde genommen hätte, wofür er ihr ewig dankbar sein würde.

Cruv war ein wenig traurig, weil Tucker Peckinpah sich zur Rückkehr nach London entschlossen hatte. Der Gnom wäre gern noch länger in Damaskus geblieben.

In Damaskus – bei Aysha… Aber er vergaß über seinen privaten Interessen nicht seine Pflicht, die darin bestand, stets ein Auge auf Tucker Peckinpah zu haben, denn die Gefahren, die einem reichen Mann drohen, sind mannigfaltig.

Sie beginnen bei einer einfachen Entführung mit anschließender Lösegeldforderung und reichen – in Peckinpahs besonderem Fall – bis zu Attacken von Professor Mortimer Kull, diesem habgierigen Wissenschaftler, der die Welt beherrschen wollte. Auch Angriffe der schwarzen Macht galt es abzuwehren, der Tucker Peckinpah ein Dorn im Auge war, weil er seinen immensen Reichtum gegen sie einsetzte und den Dämonenjäger Tony Ballard finanziell großzügig unterstützte.

Vor zwanzig Minuten hatte Cruv prachtvolle Orchideen gekauft und bei Aysha abliefern lassen. Die Bauchtänzerin wohnte ebenfalls im Hotel.

Die Direktion wußte, was Aysha wert war, und stellte ihr eine große Suite zur Verfügung. Diese suchte Cruv nun auf, um sich von der berühmten Tänzerin zu verabschieden.

Bevor er an ihre Tür klopfte, blickte er an sich hinunter, um zu sehen, ob der Anzug tadellos saß. Er richtete seine Krawatte und schlug dann mit dem Silberknauf an die Tür.

Ayshas glockenhelle Stimme rief: »Herein!« Der Gnom setzte ein Lächeln auf, das seine Häßlichkeit überstrahlte.

Während er mit der Linken die Tür öffnete, nahm er mit der Rechten die Melone ab. Auch als Gnom wußte er, was sich gehört, wenn man das Zimmer einer Dame betritt.

Die Suite glich einem Szenenbild aus Tausendundeiner Nacht.

Prunk und Pracht, Damast und Seide, kunstvoll gestickte Kissen auf einem großen Sofa, und durch die milchweißen, hauchdünnen Vorhänge fiel helles Sonnenlicht.

Das war Ayshas Reich. Hierher zog sie sich zurück, wenn sie allein sein wollte, und es war eine Auszeichnung, daß Cruv diese privaten Gemächer betreten durfte. Nur wenigen wurde sie zuteil. Der Gnom wußte diese Bevorzugung zu schätzen.

In nur vier Tagen hatte Aysha den Knirps in ihr Herz geschlossen; in nur vier Tagen waren die berühmte Tänzerin und der sympathische Gnom sehr gute Freunde geworden.

Die schlanke, schwarzhaarige Aysha trug einen Pluderhosenanzug aus grüner Seide und Goldkettchen an ihren Füßen.

Sie wies auf die Orchideen und bedankte sich herzlich für die

wundervollen Blumen.

Ein wenig verlegen zuckte Cruv mit den Schultern. »Ich wollte Ihnen eine kleine Freude machen.«

»Oh, Sie haben mir damit keine kleine, sondern eine sehr große Freude gemacht«, sagte die Tänzerin, beugte sich zu Cruv hinunter und hauchte ihm einen Kuß auf die Wange.

Sein Gesicht überzog sich mit einer leichten Röte. »Sie… Sie haben mich geküßt, Aysha«, stammelte er. Plötzlich wurde ihm der Kragen zu eng.

»Ich bin mir dessen bewußt«, sagte das schöne Mädchen lächelnd.

»Sie sind mein liebster Freund.«

»Schade, daß ich nicht länger bleiben kann«, bemerkte der Gnom traurig.

Ayshas dunkle Augen weiteten sich erstaunt. »Sie reisen ab?«

»Ja, leider. Es geht wieder zurück nach London.«

»Das ist sehr schade.«

»Leider läßt es sich nicht ändern«, sagte Cruv und seufzte. »Die Orchideen sind als kleines Abschiedsgeschenk gedacht.«

»Wie aufmerksam von Ihnen.«

»Wäre schön, wenn wir in Verbindung blieben«, sagte Cruv. »Damaskus befindet sich nicht am Ende der Welt. Man kann schreiben – und ab und zu telefonieren…«

Aysha nickte. »Ja, Cruv, das werden wir tun, und wenn Sie wieder nach Damaskus kommen…«

»Lasse ich es Sie rechtzeitig wissen.«

»Am Abend unseres Wiedersehens werde ich nur für Sie tanzen, mein lieber, kleiner Freund.«

Der häßliche Gnom lächelte. »Damit würden Sie mich sehr glücklich machen.« Er reichte ihr die Hand. »Leben Sie wohl, Aysha. Passen Sie gut auf sich auf. Sollten Sie mal die Hilfe eines Freundes brauchen, scheuen Sie sich nicht, es mich wissen zu lassen.«

Sie küßte ihn wieder, und der Knirps glaubte auf Wolken zu wandeln, als er die Suite der Tänzerin verließ.

Als er wenig später die Suite betrat, die er mit dem Industriellen bewohnte, schlug ihm die harte Wirklichkeit in Form von dickem Zigarrenrauch entgegen. Peckinpah war ein rundlicher, vitaler Sechziger, der kaum mal ohne Zigarre anzutreffen war.

Er musterte den Gnom. »Na, haben Sie sich von Ihrer Angebeteten verabschiedet?«

»Ja«, sagte Cruv knapp.

»Sieht fast so aus, als hätte es Tränen gegeben«, stellte Tucker Peckinpah fest. »Das finde ich sehr bedauerlich, aber ich muß nach London zurück.«

»Ich beschwere mich nicht«, sagte der Gnom.

»Hören Sie, Cruv, ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie bleiben noch ein paar Tage hier, und ich fliege allein nach Hause. Aysha würde sich darüber bestimmt sehr freuen.«

Der Kleine schüttelte entschieden den Kopf. »Das kommt nicht in Frage, Mr. Peckinpah.«

»Warum nicht? Sie würden doch bestimmt gern länger bei der Tänzerin bleiben.«

»Das schon, aber ich habe Tony Ballard versprochen, nicht von Ihrer Seite zu weichen, und ich nehme meine Aufgabe sehr ernst. Ich bin Ihr Leibwächter, und ich kann nur auf Sie aufpassen, wenn ich Sie überallhin begleite.«

»Meine Güte, dieses eine Mal… Ich bin früher auch ohne Leibwächter ausgekommen.«

»Das waren andere Zeiten. Jetzt gibt es Professor Kull, der sich liebend gern Ihren Besitz unter den Nagel reißen würde. Ganz zu schweigen von der schwarzen Macht.«

Peckinpah zuckte mit den Achseln. »Ich wollte Ihnen eine Freude machen.«

»Ich bedanke mich dafür. Wann reisen wir ab?«

»In einer halben Stunde. Mein Jet ist bereits startklar, aber wir fliegen nicht direkt nach London zurück, sondern machen einen unbedeutenden Umweg über Rom.«

»Wollen Sie dort auch Geschäfte tätigen?« fragte Cruv.

»Nein, wir nehmen die Cronnerbys mit. Charles Cronnerby hat in Rom zu tun, und ich bot ihm an, er könne bei uns mitfliegen. Platz genug haben wir ja.«

Auch die Cronnerbys waren wegen eines Ölgeschäfts nach Damaskus gekommen und hatten von Tucker Peckinpahs Verhandlungsgeschick profitiert.

Die Firma gehörte Charles Cronnerby und dessen Sohn Bob. Doris Cronnerby, Charles' Tochter und Bobs Schwester, besaß zwar ein gerechtes Paket an Stimmanteilen, ließ die Männer aber nach deren Gutdünken schalten und walten und redete ihnen nicht in ihre Arbeit.

Cruv mochte Charles und dessen Tochter. Der Sohn war ihm ein bißchen zu ehrgeizig. Bob Cronnerby würde sich im Laufe der Jahre aber mit Sicherheit noch abschleifen und schließlich so werden wie sein Vater.

Die Cronnerbys waren pünktlich zur Stelle, Zwei Taxis brachten die Geschäftsleute zum Flugplatz, wo Tucker Peckinpahs vierstrahliger Privatjet wartete. Sie gingen sofort an Bord, und wenig später startete die Maschine.

Aber sie sollte Rom nicht erreichen.

***

Tom Ireland zitterte wie Espenlaub. Verdammt, wer war dieser schwarze Teufel, der ihnen die Falken auf den Hals gehetzt hatte?

Flügelhelm, Brustpanzer und Schwert! Das war doch kein Mensch, der ins 20. Jahrhundert paßte.

Wer gab ihm das Recht, mit seinen verfluchten Greifvögeln Jagd auf harmlose Menschen zu machen? Sie hatten Mel Shannon getötet!

Und ich bin das nächste Opfer dieser mordgierigen Vögel, hämmerte es in Irelands Kopf. Er umklammerte das Stativ mit beiden Händen.

Die Satansfalken warteten auf ihn. Sie hatten von Shannon abgelassen und waren aufgeflogen. Jetzt kreisten sie in einiger Höhe und warteten.

»Ich… ich halte das nicht aus!« stöhnte Ireland und wischte sich mit der Hand über das schweißnasse Gesicht. »Ich muß weg! Zurück zum Boot!«

Es war anzunehmen, daß ihm die Falken folgen würden, und selbst im Boot war er vor ihnen doch nicht sicher, im Gegenteil.

Aber es war ihm unmöglich, zwischen den Felsen liegenzubleiben – den toten Freund vor Augen… Das ging einfach über seine nervliche Kraft.

Langsam richtete er sich auf. Anscheinend nahmen die Greifvögel keine Notiz von ihm, doch er konnte sicher sein, daß ihnen keine seiner Bewegungen entging.

Sein Herz klopfte wild gegen die Rippen. Tom Ireland spannte die Muskeln. Er konzentrierte sich auf die Flucht. Wenn er den Hang hinunterrannte, so schnell er konnte, erreichte er vielleicht den Vegetationsgürtel.

Unter Umständen war er fürs erste dort sicher. Wenn er unter den Bäumen auf den Abend wartete und erst nach Einbruch der Dunkelheit das Boot zu erreichen versuchte, hatte er vielleicht noch eine geringe Chance.

Er blickte zu den kreisenden Falken hinauf.

Jetzt! befahl er sich. Gleichzeitig stieß er sich vom Felsen ab und rannte wie von Furien gehetzt los.

Nur nicht stürzen! schrie es in ihm. Nur nicht stürzen, sonst bist du verloren!

Die Falken griffen sofort an. Kreischend flogen sie hinter dem Fliehenden her. Ireland stolperte und strauchelte. Es grenzte an ein Wunder, daß er trotzdem nicht stürzte.

Er sprang über Felsen und Geröll, blickte nicht zurück und nicht nach oben, schaute nur auf die Bäume, die er unbedingt erreichen mußte.

Der erste Satansfalke holte ihn ein und schlug ihm die messerscharfen Fänge in die Schulter. Tom Ireland stieß einen unmenschlichen Schrei aus, und nun zeigte sich, wieviel Kraft in diesen Blutvögeln steckte.

Der Falke riß Tom Ireland hoch, einen, zwei Meter. Dann ließ er den Mann los. Ireland stürzte. Ein glühender Schmerz durchzuckte seinen Knöchel, als er mit dem Fuß umkippte.

Er lag auf dem Boden, während sich über ihm der Himmel verdunkelte. Alle fünf Satansfalken breiteten ihre Schwingen über diesem zweiten Opfer aus.

Ireland wehrte sich, obwohl es keinen Sinn mehr hatte. Die grausamen Blutvögel machten kurzen Prozeß mit ihm. Ihre scharfen Schnäbel kannten kein Erbarmen.

Sie ließen von dem Mann erst ab, als kein Fünkchen Leben mehr in ihm war. Dann kehrten sie zu Vulkan, ihrem Herrn, zurück.

Dies war der Anfang des Grauens, und ein Ende war nicht abzusehen.

***

Polly Fox machte den Flug mit, um sich um das Wohl Tucker Peckinpahs und seiner Gäste zu kümmern. Sie war ein attraktives rothaariges Mädchen, das früher als Stewardeß für die BEA gearbeitet hatte.

Seit einem Jahr stand sie auf Peckinpahs Gehaltsliste, und sie hatte den Wechsel bis zum heutigen Tag noch keine Stunde bereut. Es gab keinen angenehmeren und großzügigeren Arbeitgeber als Tucker Peckinpah.

Polly trug eine gut sitzende dunkelblaue Uniform, die ihre makellose Figur wunderbar zur Geltung brachte. Geschickt servierte sie den Fluggästen die Drinks.

Cruv bekam ein Glas Orangenjuice, Peckinpah einen echten alten schottischen Whisky, Doris Cronnerby ein Glas Schaumwein, Charles und Bob Cronnerby französischen Kognak.

»Haben die Herrschaften sonst noch Wünsche?« erkundigte sich die Stewardeß freundlich und blickte in die Runde.

Allgemeines Kopfschütteln.

Daraufhin zog sich Polly Fox zurück, und Tucker Peckinpah und Charles Cronnerby unterhielten sich wieder über Geschäfte. Bob hörte aufmerksam zu, denn er wußte, daß man von einem alten Fuchs wie Peckinpah viel lernen konnte.

Die Maschine befand sich über dem Mittelmeer. Sizilien kam in Sicht.

Cruv nahm einen Schluck von seinem erfrischenden Getränk. Doris Cronnerby saß neben ihm und seufzte. Sie war zweiundzwanzig, nicht besonders hübsch, etwas zu mager, aber sie hatte große, ausdrucksstarke Augen und ein ungemein sympathisches Wesen.

»Wenn Vater und Bob mal über Geschäfte reden, kann man sie abschreiben«, sagte Doris und strich sich eine braune Haarsträhne aus dem Gesicht. »Sie finden kein Ende. Mein Pech ist, daß ich zuwenig davon verstehe und deshalb nie mitreden kann.«

Der Gnom schmunzelte. »Mir geht es genauso, Miß Cronnerby. Ich habe auch keine Ahnung von Geschäften. Wie hat Ihnen Damaskus gefallen?«

»Es ist eine faszinierende Stadt.«

Cruv dachte an Aysha und sagte: »O ja, da haben Sie recht.«

»Ich werde vielleicht meinen nächsten Urlaub in Damaskus verbringen. Allein. Und dann werde ich mir all das ansehen, wofür diesmal die Zeit nicht reichte.«

Sie überflogen Sizilien, und Cruv blickte aus dem Bullauge des Flugzeugs. Seit es ihn von Coor auf diese Welt verschlagen hatte, mußte er vieles lernen, denn dort, wo er früher gelebt hatte, gab es keine Autos und Flugzeuge, keine Computer, kein Fernsehen, nichts von all der Elektronik, die heute das Leben der Menschen bestimmt.

Dank seiner guten Anpassungs- und Lernfähigkeit, hatte Cruv keine Schwierigkeiten gehabt, sich auf der Erde zu akklimatisieren. Er war froh, nicht mehr auf Coor zu leben, dieser für Gnome so feindlichen Welt. Dort wäre er bestimmt keines natürlichen Todes gestorben.

Cruv schaute nach vorn, dorthin, wo die Insel endete und das Tirrenische Meer begann. Wie kleine Steinsplitter ragten die Liparischen Inseln aus dem Wasser.

Vulcano, Lipari, Salina, Panarea, Basiluzzo, Stromboli…

Der Gnom wandte sich wieder seiner Nachbarin zu, mit der man so angenehm plaudern konnte, und während er sich mit Doris Cronnerby unterhielt, beschlich ihn ein seltsames Gefühl.

Er wußte nicht, was auf einmal mit ihm los war. Hatte er Angst?

Eine dumpfe Vorahnung? Er mußte sich auf das Gespräch konzentrieren, denn seine Gedanken wollten immer abschweifen.

Er wurde unruhig und warf einen Blick zu Tucker Peckinpah hinüber, der den Cronnerbys soeben eröffnete, daß er sich durchaus vorstellen könne, eine Partnerschaft mit ihnen einzugehen.

Charles und Bob Cronnerby nahmen diese Idee mit großer Begeisterung auf.

»Darauf kommen wir bestimmt in Kürze zurück, Mr. Peckinpah«, sagte der Senior.

»Tun Sie das. Ich bin davon überzeugt, daß wir zusammen etwas Großes auf die Beine stellen können«, meinte Peckinpah und paffte blauen Rauch gegen das Bullauge der Maschine.

Dabei warf er einen beiläufigen Blick aus dem Fenster und stellte erfreut fest, daß bereits das Tirrenische Meer unter ihnen lag. Es würde ein Flug ohne Zwischenfälle werden. Dachte er.

Daß das Grauen unter ihnen lauerte, ahnte er nicht. Nur Cruv fühlte die schwarze Bedrohung, vermochte das Gefühl jedoch nicht richtig zu definieren, und deshalb hielt er den Mund. Er wollte niemanden beunruhigen. Vielleicht trog ihn sein Gefühl auch.

Aber Tansul wartete bereits im brodelnden Lavaschlund!

Das von Vulkan zu neuem Leben erweckte Ungeheuer preßte seinen gewaltigen Körper wie eine riesige Sprungfeder zusammen.

Tansul war ein Schlangenwesen – jedenfalls von der Hüfte abwärts. Die Lavabestie hatte keine Beine, dafür aber einen mächtigen Brustkorb und Arme, die dreimal länger waren als das Flugzeug, das soeben am Monte Fuoco vorbeiflog.

Und dann passierte es…

Ein Brüllen, lauter noch als die Düsen der Maschine, klang auf, und Tansul schoß mit unvorstellbarer Geschwindigkeit aus dem Krater hoch. Hoch und breit überragte Tansul den Feuerberg.

Aus seinem aufgerissenen Maul fegte bläulicher Rauch. Tansul breitete die Arme aus. Der Gehörnte trug einen stacheligen Schuppenkamm auf dem Rücken und pendelte im Vulkan auf seinem Schlangenkörper hin und her.

Jetzt packten seine Pranken die Maschine, fingen sie ab. Magie stoppte den Schub der Düsen; die Passagiere wurden im Flugzeug wie Spielzeugpuppen durcheinandergewirbelt.

Tucker Peckinpah wurde vom Sitz gerissen und durch den Gang geschleudert. Doris Cronnerby stieß einen grellen Schrei aus.

Cruv wollte sie festhalten, während er sich selbst an seinen Sitz klammerte. Mit ungeheurer Kraft wurde ihm das Mädchen entrissen.

Auch Charles Cronnerby wurde durch die Maschine geschleudert, während sich Bob Cronnerby bleich an die Lehne des Vordersitzes klammerte.

Tansul drehte das Flugzeug. Seine Krallen durchbohrten mühelos das Blech des Jets. Cruv wickelte den Sicherheitsgurt um sein Handgelenk, um nicht davongewirbelt zu werden.

Die Lavabestie drückte das vierstrahlige Flugzeug zusammen und stieß wieder ein markerschütterndes Gebrüll aus. Cruv erhaschte durch ein Bullauge einen Blick auf den schrecklichen Schädel des Scheusals und konnte sich nicht vorstellen, daß irgendjemand in diesem Flugzeug die Attacke überlebte.

Tansul riß die Maschine mit sich hinab in den Krater. Ein schwefeldampfender Pesthauch traf die Passagiere. Verzweifelt schnappten sie nach Luft, dann versank die Maschine in der kochenden Lava…

***

Vicky Bonney und ich hielten uns in Wien auf. Hier hatten wir gegen eine unheimliche, mordende Schattenhand gekämpft – und gesiegt. Wir wollten noch einen geruhsamen Tag bei unserem Freund Vladek Rodensky verbringen und dann nach London zurückkehren.

Aber dann erreichte uns Mr. Silvers Alarmruf in Vladeks Haus.

Tucker Peckinpahs Privatjet war verschwunden. Niemand wußte etwas Genaues.

Fest stand lediglich, daß der Funkkontakt über dem Tirrenischen Meer abgebrochen war. Irgendwo zwischen den Inseln Vulcano und Stromboli schien es eine Katastrophe gegeben zu haben.

Seither war das Flugzeug meines Partners verschollen. Es war ein schlimmer Schock für mich, und ich konnte und wollte nicht daran denken, daß Peckinpah vielleicht nicht mehr lebte.

Von Mr. Silver erfuhr ich, wer sich sonst noch an Bord der verschwundenen Maschine befunden hatte, und ich war entschlossen unverzüglich nach Sizilien zu reisen und Licht in das herrschende Dunkel zu bringen.

»Ich komme auch«, sagte Mr. Silver.

Mir war das sehr recht. Der Ex-Dämon war mir immer eine große Hilfe.

»Okay, Silver, wir treffen uns in Palermo.«

»Hoffentlich können wir für Peckinpah und seine Freunde noch etwas tun.«

»Ja, hoffentlich.« Wir machten uns beide etwas vor, schien mir. Ein Jet kann sich nicht in Luft auflösen. Verschollene Flugzeuge wurden bisher stets wiedergefunden, und die Menschen, die sich an Bord befunden hatten, waren immer tot gewesen.

Ein lebender Tucker Peckinpah hätte sich gleich nach dem Unglück gemeldet, aber niemand bekam von ihm ein Lebenszeichen.

Demzufolge war er nicht nur verschwunden, sondern… Ich hatte nicht den Mut, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Vicky begleitete mich nach Palermo, denn ihr ging Peckinpahs Schicksal genauso nahe wie mir.

Ich würde nicht ruhen, bis ich wußte, wo das Flugzeugwrack lag und was aus meinem Partner und seinen Freunden geworden war.

Vielleicht konnte ich ihm einen letzten Dienst erweisen, indem ich dafür sorgte, daß er nach England zurückgebracht und in heimatlicher Erde begraben würde.

Mein Magen krampfte sich bei diesem Gedanken schmerzhaft zusammen. Ich ließ vor meinem geistigen Auge die vielen Stationen Revue passieren, die ich gemeinsam mit Peckinpah hinter mich gebracht hatte.

Wir hatten uns kennengelernt, als der Blutgeier Paco Benitez in Spanien Peckinpahs Frau Rosalind tötete. Es lag eine Ewigkeit zurück.

Viel Wasser war seitdem die Themse hinuntergeflossen, und vieles war geschehen. Peckinpahs weitreichende Verbindungen waren mir oft eine große Hilfe gewesen. Sich selbst hatte er nun nicht helfen können.

Wir waren von Mr. Silver also von Wien nach Palermo umdirigiert

worden, stiegen im »Ritz« ab und hinterließen für den Ex-Dämon auf dem Flughafen eine diesbezügliche Nachricht.

Als nächstes legte ich mir einen knallroten Leih-Maserati zu und suchte mit Vicky das Polizeipräsidium auf. Meine blonde Freundin erregte allseits großes Aufsehen.

Die feurigen Italiener überschlugen sich ihretwegen vor Freundlichkeit, und ein wenig davon fiel auch für mich ab. Wir erfuhren von einem Fischer namens Giuseppe Mescari. Er sollte auf dem Meer den Verstand verloren haben – so vermutete man jedenfalls, denn er sprach von einem erloschenen Vulkan, dem Monte Fuoco, der wieder aktiv geworden sei.

Daß aus seinem Krater Rauch stieg, hätte man ihm durchaus geglaubt. Daß er in diesem Rauch aber ein Ungeheuer von monströsen Ausmaßen gesehen haben wollte, hielt man für ein Hirngespinst.

Ich teilte die Meinung nicht mit den Beamten, denn Giuseppe Mescari hatte auch gemeldet, daß dieses schreckliche Ungeheuer ein Flugzeug vom Himmel heruntergeholt hätte.

Ich konnte verstehen, daß man dies als Humbug abtat. Die Polizeibeamten hatten eben nicht erlebt, was mir schon alles untergekommen war. Ich hatte ein völlig anderes Verhältnis zu solchen haarsträubenden Geschichten und wußte aus Erfahrung, daß viele leider auf Wahrheit beruhten.

Man gab mir Mescaris Adresse. Er wohnte nicht in Palermo, sondern in Capo d'Orlando.

Das Dorf lag – grob geschätzt – in etwas mehr als hundert Kilometern Entfernung. Eine Kleinigkeit mit dem Maserati. Wir beschlossen, sofort loszufahren.

»Wenn wir zurückkommen, ist Silver da«, sagte ich und stieg in den roten Flitzer.

»Hoffentlich lohnt sich die Fahrt«, sagte Vicky Bonney, während sie sich auf den Beifahrersitz fallen ließ.

»Der Fischer hat ein gewaltiges Ungeheuer gesehen, das ein Flugzeug vom Himmel holt«, sagte ich und startete die kräftige Maschine. »Peckinpahs Flugzeug! Die Polizei kann mit einer solchen Meldung nichts anfangen. Aber ich. Man hat sich bestimmt nicht alles angehört, was Giuseppe Mescari zu erzählen hatte. Von uns bekommt er die Gelegenheit, das Ganze noch einmal zu wiederholen, und wir werden ihm jedes Wort glauben… Lakritze?« Ich hielt meiner Freundin die Bonbons hin. Sie bediente sich, ich nahm mir auch eines, steckte die Packung ein und fuhr los.

Wie in allen italienischen Städten herrschte auch in Palermo das totale Chaos. Sonderbarerweise steckte hinter diesem heillosen Durcheinander trotzdem ein System.

Wenn man das erstmal begriffen hatte, fand man sich ganz gut in

dem Tohuwabohu zurecht. Regel Nummer eins im italienischen Straßenverkehr: Nicht bremsen, sondern hupen.

Daran hielt ich mich, und siehe da, es klappte. Ich schaffte es, den Maserati ohne Kratzer auf die Küstenstraße zu bringen, und dort holte ich aus ihm heraus, was unter seiner Motorhaube schlummerte.

Ich war begierig, zu erfahren, was Giuseppe Mescari gesehen hatte. Bestimmt war es die haarsträubendste Geschichte, die er jemals seinen Mitmenschen vorgesetzt hatte.

***

Giuseppe Mescari war ein fetter, häßlicher Mann mit wulstigen Lippen, Hängebacken, einem gewaltigen Bauch und Knollennase. Doch der äußere Eindruck trog. Mescari war ein seelenguter Mensch, arbeitsam und fleißig, und er liebte seine Tochter Claudia über alles.

Er war 45, seine Tochter 20. Sie lebten seit zehn Jahren allein, und der arme Fischer versuchte Claudia in all den Jahren die fehlende Mutter zu ersetzen, die an einer langen, schweren Krankheit gestorben war.

Zusehen zu müssen, wie die Frau dahinsiechte, ohne ihr helfen zu können, war schrecklich für Mescari gewesen. Er wäre damals zu jedem Opfer bereit gewesen. Er hätte nicht einmal davor zurückgeschreckt, die Mafia um Hilfe zu bitten, obwohl er wußte, was das für Folgen gehabt hätte, denn wer Hilfe von der Cosa Nostra annimmt, ist ihr ein Leben lang verpflichtet, kommt nicht mehr von ihr los.

Es ist wie ein Pakt mit dem Teufel.

Aber es war nicht nötig, daß er seine Seele verkaufte. Selbst die einflußreiche Verbrecherorganisation hätte Mescaris Frau nicht helfen können.

Es gibt Grenzen, die kein Mensch zu überschreiten vermag. Irgendwann ist man machtlos und kann nur noch zusehen, was geschieht.

Giuseppe Mescari saß in seiner Hütte am Hafen von Capo d'Orlando und trank Grappa. Er hatte nicht die Absicht, sich zu betrinken, wollte mit dem Schnaps nur den erlittenen Schock besser bewältigen.

Was er draußen auf dem Meer gesehen hatte, war so ungeheuerlich gewesen, daß er es den Polizisten nicht übelnahm, daß sie ihm nicht glaubten. Er zweifelte ja selbst schon an seinem Verstand.

Seit seiner Geburt lebte er in Capo d'Orlando. Keine zehnmal war er in seinem Leben in Palermo gewesen. Mit sieben Jahren hatte ihn sein Vater zum erstenmal mit zum Fischen genommen, und seither war er Tag für Tag draußen, abgesehen von den wenigen Tagen, an denen ihn eine Krankheit an der Ausfahrt hinderte.

Capo d'Orlando, dieses winzige Nest, wäre ein zu kleiner

Lebensbereich für ihn gewesen. Er brauchte die Weite des Meeres, dort draußen fühlte er sich wohl, und er würde gemütskrank werden, wenn er auch nur auf eine einzige Ausfahrt verzichten mußte.

Der Fischfang war für ihn nicht nur Broterwerb, sondern auch seine Weltanschauung. Er liebte diese Tätigkeit, konnte sich nicht vorstellen, daß ihn irgendeine andere Arbeit glücklicher gemacht hätte.

Er war sein eigener Herr, niemand konnte ihm Befehle erteilen, er war nur sich selbst Rechenschaft schuldig und hatte neben seiner Arbeit genügend Zeit, um sich seiner Tochter zu widmen.

Claudia war zum erstenmal verliebt, war unerfahren und unsicher in diesen Dingen, und ihr Vater versuchte ihr den Halt zu geben, den sie jetzt brauchte.

Mescari betrachtete die Grappaflasche. Sollte er sich noch ein Gläschen genehmigen? Er überlegte, wie viele er schon getrunken hatte, und horchte in sich hinein, um zu ergründen, ob er noch einen Grappa vor seinem Gewissen verantworten konnte.

»Aber ja«, murmelte er und drehte den Schraubverschluß. »Einer geht noch. Ich habe allen Grund, meine Nerven ein bißchen in Alkohol zu baden.«

Er goß sich ein und erhob sich, um die Schnapsflasche wegzustellen. Er schloß sie in einen alten Schrank, dessen Tür beim Öffnen und Schließen kläglich ächzte.

Dann kehrte er zum Tisch zurück und ließ sich seufzend auf den wackeligen Stuhl fallen. Wenn er die Augen schloß, hatte er eine grauenvolle Vision.

Er sah sich wieder auf seinem Boot, vor ihm ragte der unheimliche Monte Fuoco aus dem Meer, und eine dicke Rauchsäule stand über dem Feuerberg…

Mescari schüttelte sich. »Wird das eine Nacht werden«, brummte er. »Schreckliche Alpträume werden mich quälen.«

Er überlegte, ob er sich Schlaftabletten besorgen sollte. An und für sich war er gegen jede Art von Pillen; der Arzt mußte sie ihm jedesmal hineinzwingen, aber sollte er heute nicht eine Ausnahme machen?

Er hatte Angst vor der Nacht, denn in der Dunkelheit konnte sich die grauenvolle Erinnerung besser ausbreiten. Mit einem schweren Seufzer griff er nach seinem Grappaglas.

Plötzlich vermeinte er ein Geräusch zu hören. Ein Krächzen? Er stutzte und hob den Kopf, um zu lauschen. Er war nicht ganz sicher, aber es war möglich, daß er den Schlag von Flügeln hörte.

Saßen Vögel auf dem Dach seines Hauses? Möwen?

Er setzte das Glas an die Lippen und leerte es – und auf einmal war ihm, als hätte er Gift getrunken. Es passierte schlagartig. Ein furchtbarer Hieb schien den Kopf des Fischers zu treffen.

Giuseppe Mescari stieß einen grellen Schrei aus und schnellte hoch. Zwischen seinen Schläfen pendelte ein glühender Schmerz hin und her, heiß wie Lava!

Mescari riß verstört die Augen auf, faßte sich stöhnend mit beiden Händen an den Kopf, durch den sich dieser wahnsinnige Schmerz wühlte, wurde bleich, wankte, fiel gegen die Wand und brachte nur noch lallende Laute über die dicken Lippen.

Er zitterte, die Augen quollen hervor, Schaum tropfte aus seinem Mund, und mit dem letzten Funken seines Verstandes glaubte er zu wissen, daß er sterben würde.

Er konnte nicht ahnen, daß er das Ziel einer schwarzmagischen Attacke war. In ihm donnerte plötzlich eine gewaltige Stimme:

»Kein Wort! Du erwähnst mit keiner Silbe mehr, was du gesehen hast! Vergiß Tansul, die Lavabestie! Vergiß, was geschehen ist! Schweige, Giuseppe Mescari! Schweige!«

Abermals traf den Fischer ein schmerzhafter Schlag. Der Mann schrie wieder gequält auf, verlor das Bewußtsein und brach zusammen.

Kälte weckte ihn, und Schläge auf die Wangen. Er schlug die Augen auf und blickte in das hübsche Gesicht seiner schwarzhaarigen Tochter.

»Vater… Madonna mia …!« stieß das Mädchen aufgeregt und in höchstem Maße besorgt hervor. »Du kannst dir nicht vorstellen, was du mir für einen Schrecken eingejagt hast. Ich kam nach Hause und sah dich auf dem Boden liegen. Ich dachte … Dio mio, ich kann es kaum aussprechen. Ich dachte, du wärst … tot.«

Giuseppe Mescari sah sich verwirrt um. »Hilf mir aufzustehen!«

verlangte er.

Claudia zerrte den schweren Brocken ächzend hoch. Er fuhr sich mit der Hand über die dicke Knollennase und versuchte sich ins Gedächtnis zu rufen, was passiert war.

Was hatte ihn umgehauen? Er war noch nie ohnmächtig gewesen.

Das war für ihn ein ganz neues Erlebnis.

Natürlich roch Claudia seine Grappafahne und zog ihre Schlüsse.

»Warum hast du so viel getrunken?« fragte sie ihren Vater mit unüberhörbarem Vorwurf in der Stimme.

»Ich habe nicht mehr getrunken, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann«, gab Mescari barsch zurück. Er setzte sich an den Tisch. »Hast du deinen Vater schon jemals betrunken gesehen? Hast du das?«

»Nein«, mußte das Mädchen zugeben.

»Giuseppe Mescari ist kein Säufer, merk dir das!«

»Aber du warst ohnmächtig… Soll ich Dr. Tacci holen?«

»Ich brauche keinen Arzt«, sagte der Fischer so unwirsch, daß ihn seine Tochter erschrocken ansah. Diesen Ton kannte sie nicht bei

ihrem Vater.

Er war normalerweise immer freundlich und nett zu ihr, nie hörte sie von ihm ein scharfes, geschweige denn böses Wort. Hatte ihn das Erlebnis auf dem Meer verändert?

Er hatte ihr davon berichtet, und sie glaubte ihm, weil er sie noch nie belogen hatte. Aber es fiel ihr nicht leicht, diese furchtbare Geschichte als Wahrheit zu akzeptieren.

Jedem anderen Fischer hätte sie das nicht abgenommen, aber Giuseppe Mescari log nicht. Er blieb immer bei der Wahrheit.

»Bring den Grappa!« verlangte er nun.

»Glaubst du nicht, daß du schon genug getrunken hast, Vater?«

Mescari schlug zornig mit der Faust auf den Tisch. »Was nimmst du dir mir gegenüber heraus, maledetto? Ich bin dein Vater! Du hast zu gehorchen!«

»Ich meine es doch nur gut mit dir. Zuviel Grappa schadet dir.«

»Laß das meine Sorge sein. Her mit der Flasche!«

Claudia war wie vor den Kopf geschlagen. Wie konnte sich ein Mensch so sehr verändern? Sie glaubte, einen Fremden vor sich zu haben.

Das war nicht mehr ihr gütiger, liebender Vater. An diesem Tisch saß ein fremder Mann, der Wutanfälle bekam, wenn sie nicht wie ein dressierter Hund gehorchte.

Sie öffnete widerwillig den Schrank und brachte ihrem Vater die Schnapsflasche. Er stieß den Zeigefinger auf die Tischplatte.

»Solange du in meinem Haus wohnst, tust du das, was ich sage, verstanden?«

»Ja, Vater.«

Er goß sich sein Glas voll. Claudia beobachtete ihn dabei mißbilligend.

»Es ist wegen dieses Erlebnisses, nicht wahr?« sagte sie und setzte sich zu ihm.

Er blickte sie durchdringend an, und in seinen Augen war ein Ausdruck, der das Mädchen erschreckte. So verändert war er vor einer Stunde noch nicht gewesen.

Was war während ihrer Abwesenheit passiert?

»Wegen welchen Erlebnisses?« fragte Giuseppe Mescari unwirsch.

»Ich kann mir vorstellen, daß du daran nicht erinnert werden willst, Vater«, sagte Claudia sanft. »Du möchtest vergessen, aber glaube mir, der Grappa ist nicht der richtige Weg.«

»Ich trinke den Schnaps, weil er mir schmeckt, aus keinem anderen Grund!« behauptete der Fischer.

»Man bewältigt ein Problem besser, wenn man mit jemandem darüber redet«, bot ihm seine Tochter an.

»Ich habe kein Problem.«

»Und was ist mit dem Monte Fuoco?«

»Was soll damit sein? Nichts.«

»Du warst auf dem Meer, und der Feuerberg brach aus. Zuerst sahst du den Rauch, und dann schoß ein gewaltiges Ungeheuer aus dem Krater und riß ein Flugzeug vom Himmel. Du hast es mir doch selbst erzählt!«

Mescari schüttelte den Kopf. »Du irrst dich.«

»Ich werde doch wissen, was ich gehört habe.«

»Na schön, dann habe ich mich eben geirrt. Es gibt kein Monster, der Monte Fuoco ist kalt wie eh und je. Ich hatte eine Halluzination oder so etwas Ähnliches.«

»Ich mache mir ernstlich Sorgen um dich, Vater. Du hattest noch nie Halluzinationen, und du bist noch nie zusammengebrochen. Soll ich nicht doch Dr. Tacci…?«

»Untersteh dich, diesen Quacksalber in mein Haus zu holen!«

schrie der Fischer seine Tochter an. »Und übrigens kümmere dich um deine Angelegenheiten und laß mich in Ruhe!«

Claudia stiegen die Zornestränen in die Augen. Sie sprang auf und rannte wütend aus dem Haus. So schlecht war sie von ihrem Vater noch nie behandelt worden.

War das überhaupt noch ihr Vater? Oder sah dieser Mann dort dünnen nur Giuseppe Mescari zum Verwechseln ähnlich?

***

Wir fragten uns in Gapo d’Orlando zu Giuseppe Mescaris Haus durch, erreichten den kleinen Hafen und stiegen aus dem Maserati, der die Küstenstraße wie ein roter Blitz entlanggefegt war.

Es war eine Freude, ihn zu fahren. Er lag wie ein Brett auf der Straße, klebte in den Kurven regelrecht auf der Fahrbahn und beim Beschleunigen wurde man regelrecht in die Polster gepreßt.

Alles in allem war der Maserati ein großartiges Auto, viel schneller als mein Peugeot 504 TI, der zu Hause in London in meiner Garage stand.

Dennoch würde ich mich wohl nicht so bald von meinem Wagen trennen. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitstier, und bisher hatte der Peugeot mich noch nie im Stich gelassen. Deshalb mußte ich ihn schon aus reiner Dankbarkeit behalten.

Als wir die Wagentüren zuklappten, umringten sofort ein paar Kinder das auffällige Fahrzeug. Ich brauchte keine Sorge zu haben, daß sie das Auto in seine Bestandteile zerlegten.

Sie wollten es nur anschauen, berühren, einen verklärten Blick auf den Tachometer werfen, und ich gönnte ihnen dieses harmlose Vergnügen.

Mescaris Haus war weiß getüncht, nicht groß, aber ansehnlich. Es

hob sich von den anderen Häusern im Hafen deutlich ab. Die Tür stand offen.

Ich warf einen Blick hinein und sah einen dicken Mann an einem runden Tisch sitzen. Eine Grappaflasche stand vor ihm.

»Signore Mescari?« fragte ich.

Er wandte mir sein fettes Gesicht zu und blickte mich unfreundlich an.

»Mein Name ist Tony Ballard«, sagte ich auf italienisch. »Und das ist Miß Vicky Bonney.«

»Was wollen Sie?« fragte Mescari abweisend.

»Erst mal reinkommen«, erwiderte ich lächelnd.

»Ich will meine Ruhe haben.«

»Es dauert nur ein paar Minuten.«

»Ich habe keine Zeit für Sie.«

»Wir kommen eigens aus Palermo zu Ihnen.«

»Das interessiert mich nicht«, sagte Giuseppe Mescari und wandte sich wieder der Grappaflasche zu, die ihm anscheinend besser gefiel als ich.

Vicky Bonney und ich traten trotzdem ein. Als Mescari das hörte, fuhr er so schnell hoch, daß er beinahe den Stuhl umgestoßen hätte.

»Was fällt Ihnen ein?« schrie der Fischer.

»Beruhigen Sie sich, Mescari. Glauben Sie mir, wir würden Sie nicht belästigen, wenn es für uns nicht von immenser Wichtigkeit wäre. Es handelt sich um den Vorfall, den Sie der Polizei meldeten.«

Der Fischer winkte ab. »Das können Sie vergessen.«

Ich sah den Mann überrascht an. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich der Polizei eine unwahre Geschichte erzählt habe.«

»Und aus welchem Grund…?«

»Es war eine Wette. Meine Freundin und ich wollten mal sehen, wie weit man gehen kann. Ich nahm die Polizei auf den Arm.«

Das stimmte gewiß nicht. Ich war davon überzeugt, daß dieser Mann etwas Unfaßbares gesehen hatte, jetzt aber nicht mehr darüber sprechen wollte.

»Warum bleiben Sie nicht bei der Wahrheit, Signore Mescari?«

fragte ich eindringlich.

»Es ist die Wahrheit: Ich habe der Polizei eine glatte Lügengeschichte erzählt.«

»Befürchten Sie nicht, daß man Ihnen deswegen Schwierigkeiten machen wird?«

»Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen zu Hause ist, Signore Ballard; bei uns ist die Polizei jedenfalls nicht humorlos. Sie verzeiht einem einfachen Mann wie mir so eine Dummheit.«

»Soll ich Ihnen sagen, wie ich die Sache sehe? Sie haben nicht die Polizei belogen, sondern mich, und ich würde zu gern den Grund

dafür erfahren. Ist es Angst?«

Mescari blies seinen dicken Brustkorb auf. »Giuseppe Mesacari hat vor niemandem Angst, das werden Sie merken, wenn ich Sie hinauswerfe, Signore Ballard!«

Er nahm eine drohende Haltung ein. Ich hielt ihm abwehrend meine Hand entgegen und sagte: »Vorsicht, mein Guter. Ich bin lammfromm, wenn man mich in Ruhe läßt, aber ich kann auch anders, wenn's erforderlich ist!«

»Gehen Sie, Signore Ballard!«

»Mescari, ich appelliere an Ihre Vernunft, und an die Pflicht, die Sie Ihren Mitmenschen gegenüber haben! Freunde von uns befanden sich mit einem Privatjet auf dem Weg von Damaskus nach Rom. Die Funkverbindung riß über den Liparischen Inseln ab. Seither sind das Flugzeug und unsere Freunde verschwunden. Wir möchten mit Ihrer Hilfe Licht in die Sache bringen. Verstehen Sie, daß wir Ihr Haus nicht verlassen können? Wir wissen nicht, an wen wir uns sonst wenden sollten.«

»Ich kann Ihnen nicht helfen«, behauptete der Fischer starrsinnig.

Allmählich verlor ich die Geduld, schließlich bin ich auch nur ein Mensch, und das Schicksal Tucker Peckinpahs und seiner Freunde ging mir nahe.

Noch blieb ich freundlich und sanft, aber mein Geduldsfaden wurde immer dünner und brüchiger. Er würde bald reißen, und dann würde ich den störrischen Fischer nicht mehr mit Samthandschuhen anfassen.

»Sie waren mit Ihrem Boot draußen auf dem Meer!« sagte ich. »Sie befanden sich in der Nähe des Monte Fuoco, als das Unglück passierte, und ich möchte von Ihnen nun jede Einzelheit hören.«

Er sah mich nur grimmig an. »Nichts werden Sie hören, Ballard, gar nichts! Weil ich nämlich nur eine Halluzination hatte!«

»Vorhin behaupteten Sie, sie hätten der Polizei eine Lügengeschichte aufgetischt.«

»Damit geben Sie sich ja nicht zufrieden«, erwiderte der Sizilianer grinsend. »Also hören Sie jetzt die Version von der Halluzination, wenn Sie mir keine Ruhe lassen!«

Mir kam ein Gedanke. »Möchten Sie Kapital aus der Sache schlagen? Ist es Geld, was Sie für Ihre Geschichte wollen? Okay, Mescari, nennen Sie den Preis, ich werde nicht feilschen.«

Der Fischer lachte. »Sind Sie denn ein so reicher Mann, Signore Ballard?«

»Machen Sie sich über meine Finanzen keine Gedanken. Wieviel?«

»Nichts«, brummte Giuseppe Mescari. »Ich bin an Ihrem Geld nicht interessiert.«

»Sagen Sie bloß nicht, Sie können keines gebrauchen.«

»Ich habe nichts zu verkaufen, das ist alles.«

»Na schön, dann erzählen Sie uns mal von Ihrer Halluzination.«

Sein Gesicht verzog sich zu einem penetranten Grinsen. »Ich kann mich nicht mehr erinnern.«

Verdammt, er überspannte den Bogen, und ich verlor die Beherrschung. Als ich ihn packen und kräftig schütteln wollte, betrat ein hübsches schwarzhaariges Mädchen das Haus.

Sie erklärte, sie wäre Claudia Mescari, die Tochter des Fischers, und Vicky Bonney informierte sie über den Grund unseres Besuchs.

Daraufhin erfuhren wir von Claudia, wie sehr sich ihr Vater innerhalb einer Stunde verändert hatte.

Sie sagte, sie hätte ihn ohnmächtig auf dem Boden liegend vorgefunden, als sie nach Hause kam, und mir kam ein Verdacht.

»Na schön, wenn Sie nicht reden wollen, kann man eben nichts machen«, sagte ich – zu Vicky Bonneys großer Verwirrung.

Sie sah mich an, als zweifelte sie an meinem Verstand. Ich streckte dem Fischer die Hand entgegen, und es hatte den Anschein, als wollte ich mich verabschieden.

»Nichts für ungut, Signore Mescari«, sagte ich freundlich, und er griff nach meiner Hand.

Als er sie berührte, riß er die Augen auf und stieß einen entsetzten Schrei aus. Ich hatte ihn überlistet.

***

Mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers hatte ich unbemerkt einen meiner magischen silbernen Wurfsterne aus der Tasche gezogen.

Der Stern klebte förmlich an meiner Handfläche, und Giuseppe Mescari konnte ihn nicht sehen. Er fiel auf den Trick herein und schlug ein.

Im selben Moment bestätigte sich mein Verdacht. Der Mann stand unter dämonischem Einfluß, den ich mit dem Silberstern zerstörte.

Mescari zitterte und zappelte, als hätte er die beiden Pole eines stromführenden Kabels berührt.

Er schrie und wand sich und wollte sich losreißen, doch ich hielt seine Hand fest und wartete, bis sein »Anfall« vorbei war. Seine Haut verfärbte sich für einen Sekundenbruchteil, wurde grau und unansehnlich, aber im nächsten Augenblick war es vorbei. Der Mann verstummte, beruhigte und entspannte sich.

Der schwarze Einfluß, der ihn verändert hatte, war aufgehoben, das erkannte ich an Mescaris Blick, der nun nicht mehr kalt und unfreundlich war.

Ich zog meine Hand zurück und ließ den Wurfstern in die Außentasche meines Jacketts gleiten. Claudia begriff die Situation nicht.

Ich versuchte sie ihr zu erklären.

Sie nickte zwar, aber sie schien immer noch nicht ganz zu verstehen. Es war nicht so wichtig. Nur eines zählte: daß es mir geglückt war, den Bann zu brechen.

Nun konnte man endlich vernünftig mit Giuseppe Mescari reden.

Doch dazu sollte es nicht kommen.

Denn plötzlich verwandelte sich das Heim des Fischers in ein Tollhaus des Grauens.

Claudia Mescari sah sie zuerst, und sie stieß einen gellenden Entsetzensschrei aus, der mich herumriß.

Die Satansfalken! Ich hatte mit diesen grausamen Blutvögeln nicht zum erstenmal zu tun.

Ich wußte, wem diese schrecklichen Jagdvögel gehorchten und begriff in Sekundenschnelle, daß bei diesem Spiel des Grauens ein Mitglied der Grausamen 5 Regie führte.

Welcher Magier-Dämon war es? Thoran? Radheera? Zero oder Vulkan? Oder gar der Anführer der Grausamen 5 – Höllenfaust persönlich? Ich tippte auf Vulkan. Immerhin spielte diesmal ein Feuerberg eine nicht unbedeutende Rolle, und das war mit Sicherheit Vulkans Domäne.

All das ging mir viel schneller durch den Kopf, als man es lesen kann, und während dieser Überlegungen handelte ich bereits. Es war keine Zeit zu verlieren.

Auf einen Angriff der Satansfalken mußte man prompt reagieren, sonst war man verloren. Ich wußte, daß enorme Kräfte in diesen Vögeln steckte.

Sie hätten mich mühelos packen und davontragen können. Ein einziger Falke konnte sich mit mir in die Lüfte schwingen.

Ich versetzte Giuseppe Mescari einen Stoß, der ihn unter den Tisch beförderte, hechtete nach Claudia und riß sie zu Boden. Um Vicky Bonney brauchte ich mich nicht zu kümmern; sie wußte selbst, was zu tun war.

Das Haus des Fischers war vom aggressiven Kreischen der Satansfalken erfüllt. Ich wußte, daß jeder Magier-Dämon fünf Blutvögel besaß.

Und mit fünf Falken hatten wir es hier zu tun. Daraus schloß ich, daß die Grausamen 5 nicht gemeinsam auftraten, sondern nur einer von ihnen.

Auf dem Boden liegend, riß ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Ich sah Giuseppe Mescaris Gesicht, von Todesangst verzerrt.

Die Attacke der Blutvögel richtete sich vor allem gegen ihn, weil der schwarze Bann nicht mehr bestand. Sollte er sterben, um über sein Erlebnis nicht mehr sprechen zu können?

Ebenso schnell wie ich meinen Diamondback aus dem Leder hatte, holte Vickey Bonney ihre kleine vierläufige Derringer-Pistole, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, aus der Handtasche.

Zwei Satansfalken griffen Mescari an. Unsere Waffen krachten gleichzeitig, aber wir hatten beide dasselbe Tier aufs Korn genommen.

Die geweihten Silberkugeln zerstörten den Leib des Vogels, als hätten wir Sprenggeschosse verwendet. Der Höllenvogel löste sich auf.

Aber der andere schlug seine Fänge in das Bein des Fischers, das unter dem Tisch hervorragte. Der Schmerz ließ den Mann aufbrüllen.

»Vater!« schrie Claudia Mescari und wollte aufspringen.

»Liegenbleiben!« stieß ich keuchend hervor und schoß einen zweiten Satansfalken ab.

Der Vogel, der sich an Giuseppe Mescari festgekrallt hatte, flatterte mit großer Kraft. Mir war sofort klar, was er vorhatte: Während uns die anderen Falken ablenkten und mit ständigen Attacken beschäftigten, wollte dieser eine Vogel den Fischer verschleppen, aber das ließ ich nicht zu.

Schießen konnte ich nicht auf das Tier, denn Mescari schlug wie von Sinnen um sich, bäumte sich immer wieder auf, wodurch die Gefahr bestand, daß ich ihn traf.

Deshalb stieß ich die Waffe in die Halfter zurück und nahm jenen Silberstern in die Hand, mit dessen Hilfe ich den schwarzen Bann gebrochen hatte.

Der Wurfstern wies die Form eines Druidenfußes auf. Drei Stück davon besaß ich, Vicky drei weitere. Wir hatten sie von Professor Bernard Haie bekommen, einem befreundeten Parapsychologen.

Vickys Waffe verstärkte das Feuer, als ich mich hochschnellte und zu Giuseppe Mescari hinüberhechtete. Eine ihrer geweihten Silberkugeln vernichtete einen Satansfalken, der seine Fänge in meinen Nacken schlagen wollte.

Das Bein des Fischers sah schlimm aus; der Hosenstoff war blutgetränkt. Wut wallte in mir hoch. Ich schlug mit dem magischen Stern zu, verfehlte das Tier aber knapp.

Mescari schrie mit schmerzverzerrtem Gesicht. Er konnte sich selbst nicht helfen, denn er besaß keine Waffe, mit der er dem Satansfalken etwas anhaben konnte.

Ich schlug erneut zu. Der Blutvogel ließ Mescaris Bein endlich los, drehte sich mit einem einzigen Flügelschlag und wollte mir die messerscharfen Krallen in die Brust schlagen.

Gleichzeitig zuckte der tödliche Schnabel des Falken auf meine Kehle zu. Wenn ich nicht blitzschnell reagiert hätte, wäre es um mich geschehen gewesen.

Ich ließ mich auf den Rücken fallen, und der Blutvogel kreischte triumphierend. Ich zog meine Beine an und rammte sie gegen meinen

gefiederten Feind.
Ich stieß ihn bis zur Decke hoch und warf den silbernen Stern hinterher. Treffer! Das geweihte Silber bohrte sich in die Brust des Falken.
Das Tier löste sich von einem Augenblick zum anderen auf, und der Wurfstern steckte einsam blinkend in der Decke.
Ein Falke war nur noch übrig. Vicky wollte auch ihn abschießen, doch ehe sie den Stecher durchziehen konnte, nahm der Blutvogel kreischend Reißaus.
Er sauste durch die Tür ins Freie und stieg über dem Hafen zum blauen Himmel hoch.
Ich sprang auf einen Stuhl und holte mir den Wurfstern wieder.
Claudia eilte ihrem Vater zu Hilfe. Wir zogen den Mann unter dem Tisch hervor und legten ihn auf ein Sofa.
Seine Tochter schob das zerfetzte Hosenbein hoch, holte Wasser und einen Schwamm, reinigte die Wunden und versorgte sie so fachmännisch, als wäre sie eine Krankenschwester.
Mit dem dicken weißen Verband sah das Bein wesentlich besser aus. Die Fleischwunden würden den Fischer nicht lange behindern.
Der Mann hatte großes Glück gehabt, und das wußte er auch.
»Sie haben mir das Leben gerettet, Signore Ballard«, sagte er und sah mich dankbar an.
Ich lächelte. »Sie wissen, wie Sie sich revanchieren können.«
»Was waren das für Vögel?« wollte Claudia Mescari mit zitternder Stimme wissen. »Wieso lösten sie sich auf, als sie getroffen wurden?«
»Unsere Waffen sind mit geweihten Silberkugeln geladen«, erklärte Vicky Bonney, und sie erzählte dem schwarzhaarigen Mädchen mehr von unserem Job.
Selbstverständlich war auch das nicht leicht zu verdauen, aber schließlich wurde Claudia doch irgendwie damit fertig.
Sie nahm auch meine Geschichte von den Grausamen 5, deren Heimat die Prä-Welt Coor war, einfach so auf, wie ich sie erzählte, denn eines war ihr klar: daß ich sie nicht belog.
»Wie viele solcher Satansfalken gibt es?« erkundigte sich Claudia, nachdem ich geendet hatte.
»Jeder Magier-Dämon hat fünf.«
»Dann besitzt dieser nur noch einen.«
Ich lächelte dünn. »Das wäre schön.«
»Ist es nicht so?« fragte Claudia verwundert. »Sie haben doch vier davon ausgelöscht. Nur dieser eine wird zu seinem Herrn zurückkehren.«
Ich nickte. »Das ist richtig, und der Magier-Dämon wird mit seiner höllischen Kraft die fehlenden Vögel durch neue ersetzen.«
»Wie oft kann er das denn tun?« fragte Claudia enttäuscht.

»Sooft es erforderlich ist.«
»Das heißt, Sie können noch so viele Satansfalken vernichten, ihre Anzahl bleibt immer gleich.«
»So ist es leider«, bestätigte ich und wandte mich dem Fischer zu, der darauf bestand, daß Vicky und ich auf den Sieg über die Blutfalken einen Grappa mit ihm tranken.
Großer Gott, meine Zehennägel rollten sich auf, als ich den Schnaps hinunterkippte, aber ich verzog keine Miene, und Giuseppe Mescari belohnte mich dafür mit einem ausführlichen Bericht seines schrecklichen Erlebnisses.

***

Er war groß, mehr als zwei Meter. Ein Hüne, dessen Haare und Augenbrauen aus dünnen Silberfäden bestanden. Er kam von der Silberwelt, einer Welt, die heute nicht mehr existierte. Asmodis hatte sie in seinem Zorn verwüstet.
Als Silvers Maschine in Palermo landete, begab sich der Hüne unverzüglich zum Informationsschalter und erfuhr dort, in welchem Hotel Tony Ballard für ihn ein Zimmer gebucht hatte.
Sein Gepäck bestand aus einer Reisetasche; das war alles, mehr brauchte er nicht. Er hatte schließlich nicht vor, dreimal am Tag den Anzug zu wechseln, und er wollte auch nicht länger als unbedingt nötig auf Sizilien bleiben.
Der Taxifahrer, dessen Wagen der Ex-Dämon bestieg, starrte den Hünen groß an.
»Irgend etwas nicht in Ordnung?« fragte Mr. Silver barsch.
»Doch, doch, Signore.«
»Dann fahren Sie mich zum ›Ritz‹.«
»Subito«, sagte der Italiener hastig und drehte den Zündschlüssel.
Sein alter Fiat röchelte und röhrte beim Anfahren, kam aber dann ordentlich auf Touren.
Mr. Silver schaute nicht aus dem Fenster. Die Stadt interessierte ihn nicht. Er machte sich Sorgen um Tucker Peckinpah und dessen Freunde. Er befürchtete ernsthaft, den Industriellen und den kleinen sympathischen Gnom, den er so gern aufgezogen hatte, nicht mehr lebend wiederzusehen, und diese Befürchtung lag ihm wie ein schwerer Klotz im Magen.
Aber Mr. Silver hatte zur Zeit auch noch andere Sorgen…
Das Taxi hielt vor dem vornehmen »Ritz«, der Ex-Dämon bezahlte den Fahrpreis und rundete den Betrag großzügig auf. Auch das versetzte den Taxifahrer in Erstaunen.
Er sprang aus dem Fiat, wieselte um den Wagen herum und riß für Mr. Silver die Tür auf. »Signore… äh … einen wunderschönen Aufenthalt wünsche ich.«

»Danke«, sagte der Ex-Dämon, griff sich die Reisetasche und stieg aus.

Den Mann an der Hotelrezeption fragte er: »Ist Mr. Tony Ballard im Haus?«

Der Italiener wandte sich zum Schlüsselbrett um. »Nein, Signore Ballard ist nicht da.«

»Mein Name ist Silver. Mr. Ballard hat für mich ein Zimmer reserviert.«

»Das ist richtig. Zimmer 533.«

»Welche Nummer haben Vicky Bonney und Tony Ballard?« wollte der Hüne wissen.

»Zimmer 532«, antwortete der Italiener und schlug mit der flachen Hand auf eine Glocke. Sofort war ein livrierter Page zur Stelle, der den Zimmerschlüssel entgegennahm und Mr. Silvers Reisetasche zum Fahrstuhl trug.

Sie fuhren zur fünften Etage hinauf. Zimmer 533 hatte eine ruhige Lage, war hell und freundlich.

»Ich hoffe, das Zimmer gefällt Ihnen«, sagte der Page.

Mr. Silver drückte ihm einen großen Lireschein in die Hand, und der Junge zog sich zurück. Der Ex-Dämon griff zum Telefon.

Das Mädchen in der Zentrale meldete sich sofort, der Hüne verlangte die Rezeption und sagte: »Wenn Mr. Ballard zurückkommt, sagen Sie ihm, daß ich eingetroffen bin.«

»In Ordnung, Signore Silver. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«

»Nein, das ist im Augenblick alles«, sagte der Ex-Dämon und legte auf.

Eine halbe Stunde später klopfte es an seiner Tür.

***

Primo Poccani hatte lange gebraucht, um das zu sein, was er heute war. Man hatte ihm viele Hindernisse in den Weg gestellt, doch er konnte alle Hürden meistern, wurde bei jedem Überwinden stärker, zäher und ausdauernder.

Sein Ziel war es, einmal ganz oben zu stehen – an der Spitze der Mafia, und darauf ging er unbeirrbar zu. Er war viele Jahre der Consigliere des gefürchteten Don Vito Cappelli gewesen und hatte viele von dessen Eigenschaften übernommen.

Da Don Vito schon sehr alt gewesen war und allmählich zu verkalken begann, ließ die Commissione verlauten, daß sie einen neuen Don wählen müsse.

Einen anderen Capo di Capi, denn Don Vito wäre nicht mehr in der Lage seine Aufgaben voll zu erfüllen.

Ein tückisches Kräftemessen begann. Jene, die von der Commissione in die engere Wahl genommen wurden, waren ihres Lebens nicht mehr

sicher, denn es gab immer einen Konkurrenten, der einem, wenn die Gelegenheit günstig war, das Lebenslicht ausblasen wollte.

In dieser Zeit starben einige namhafte Mafiosi auf gewaltsame Weise.

Auch Primo Poccani hätte sterben sollen, aber er bekam rechtzeitig Wind davon und drehte den Spieß kurzerhand um. Er schaltete die gedungenen Killer und deren Auftraggeber aus, drehte das Todeskarussell weiter und warf zwei weitere Favoriten aus dem Rennen, ohne daß man es ihm beweisen konnte, und zu guter Letzt war nur noch ein geeigneter Mann übrig: Primo Poccani!

Die Commissione wählte ihn einstimmig zum Capo di Capi, zum obersten Mafiaboß von Sizilien.

Seit sieben Jahren bekleidete Don Primo dieses Amt nun schon, und er hatte die Zügel gut in der Hand, ließ sie niemals locker und schon gar nicht schleifen.

Sein Einfluß erstreckte sich nicht nur über die ganze Insel Sizilien, sondern hinauf nach Neapel, Rom und Mailand, und selbst im fernen Amerika hatte sein Wort Gewicht.

Er war eine Persönlichkeit, dieser mittelgroße, freundlich aussehende, grauhaarige Mann mit der kleinen Sattelnase und dem warmen Blick.

Daß er der oberste Boß einer weitverzweigten Verbrecherorganisation war, sah man ihm nicht an. Er ging jeden Sonntag in die Kirche und spendete große Summen für wohltätige Zwecke.

Die Familie war ihm heilig, und niemand durfte es wagen, sie zu gefährden. Es gab Leute, die behaupteten, Primo Poccani trüge zwei Seelen in seiner Brust – eine gute und eine böse, und sie hatten nicht mal so unrecht.

Die gute Seele gehörte seiner Familie.

Die schlechte seinen Geschäften und den Leuten, die ihn umgaben.

Kein Verbrechen war ihm zu schmutzig. Er ließ Kinder entführen, handelte mit Rauschgift, und aus Freudenhäusern floß laufend Geld in seine Taschen.

Er war eine Plage für das Land, doch die Behörden wurden ihm nicht Herr. Vor einem halben Jahr hatte ein Staatsanwalt angekündigt, er würde den großen Don Primo persönlich zur Strecke bringen.

Viele hofften, daß dem Staatsanwalt dieses Vorhaben gelingen möge, doch ihre Hoffnung erfüllte sich nicht, denn zwei Tage nachdem der Staatsanwalt seine Absicht bekanntgegeben hatte, erschienen zwei unscheinbare Männer in seinem Büro und feuerten aus nächster Nähe ihre Luparas auf ihn ab.

Seither wagte es niemand mehr, Don Primos Kopf zu fordern.

Das Telefon läutete. Primo Poccani hob ab und meldete sich.

»Der Wagen steht bereit, Don Primo«, sagte sein Chauffeur.

»Ich komme sofort«, antwortete Poccani und legte auf.

Es klopfte, und die Tür öffnete sich. Ein schlankes, etwa neunzehnjähriges Mädchen trat ein: Laura Poccani, die Nichte des Don.

Er erhob sich und trat hinter seinem großformatigen Schreibtisch hervor.

Sein Arbeitszimmer war von einem der besten sizilianischen Innenarchitekten mit viel Geschmack und Liebe zum Detail eingerichtet worden.

»Darf ich dich einen Augenblick stören, Onkel Primo?« fragte Laura mit belegter Stimme.

Der Don warf einen kurzen Blick auf seine teure Uhr. »Ich muß weg, Laura. Dringende Geschäfte… Hat es nicht bis heute abend Zeit?«

»Ich brauche nur ein paar Minuten.«

Don Primo deutete ein Lächeln an. »Na schön.« Er setzte sich auf die Kante seines Schreibtisches und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich weiß, daß es unrecht war, was ich getan habe, Onkel Primo.«

»Wir wollen nicht mehr darüber sprechen, Laura. Es ist vergessen.«

»Ich glaube nicht, daß du es wirklich schon vergessen hast.«

»Das Kapitel ist für mich abgeschlossen.«

»Wirst du mit meinem Vater darüber reden?«

»Das muß ich wohl, schließlich bekommt er dich nicht mehr so zurück, wie er dich mir anvertraute. Es wird ihn sehr kränken.«

»Kannst du ihm die Wahrheit nicht ersparen, Onkel Primo?«

»Wie stellst du dir das vor? Früher oder später muß er es erfahren, deshalb ist es besser, wenn ich es ihm sage.«

»Ich habe dich sehr enttäuscht, nicht wahr?« fragte Laura Poccani und senkte verlegen den Blick. »Aber ich konnte es nicht verhindern; es war stärker. Bestimmt warst du in deiner Jugend auch hin und wieder verliebt. Man kommt dagegen nicht an. Es überrollt einen, schaltet die Vernunft aus, und man kann keinen klaren Gedanken mehr fassen.«

Don Primo stand auf und ging langsam auf das hübsche Mädchen zu. Er streichelte ihre glatte Wange. »Ich gebe dir keine Schuld, cara.«

»Aber Federico Cazzale, ihn verdammst du, nicht wahr?«

»Immerhin war er es, der dich verführte«, sagte der Mafiaboß rauh. »Er hätte das nicht tun dürfen. Er hätte seine Gefühle beherrschen müssen. Statt dessen ließ er seiner Leidenschaft freien Lauf und brachte mich damit in eine höchst unangenehme Lage. Mein Bruder, dein Vater, glaubt dich hier in den besten Händen, und nun muß er erfahren, daß Federico Cazzale dich… Es wird ihm weh tun.«

»Er wird mich umbringen, wenn ich nach Rom zurückkehre«, schluchzte Laura verzweifelt.

»Das wird er gewiß nicht tun. Ich werde mit ihm reden«, versprach

Don Primo. »Ich werde ihm klarmachen, daß du trotz allem ein gutes Mädchen bist, daß einfach nur die Umstände gegen dich waren. Er wird es verstehen; du brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten.«

»Und Federico? Was wird aus ihm?«

»Das sollte dich nicht kümmern«, sagte Don Primo ernst.

»Aber ich liebe ihn, Onkel Primo.«

»Du hast versprochen, ihn nicht wiederzusehen.«

»Ich bin auch bereit, dieses Versprechen zu halten, aber ich möchte nicht, daß du ihn bestrafst. Bitte, Onkel Primo, füge ihm kein Leid zu. Er ist noch so jung.«

»Er ist siebenundzwanzig.«

»Er war in jener Nacht betrunken, wie du weißt.«

»Das lasse ich als Entschuldigung nicht gelten. Ein Mann muß in jeder Situation wissen, was er tut. Und er muß seine Taten verantworten!«

Laura blickte zu Boden. Sie war totenbleich in diesem Augenblick, und sie zitterte heftig. »Wenn Federico etwas zustößt, bringe ich mich um, Onkel Primo.«

Der Mafiaboß blickte sie bestürzt an. »Kind, was redest du denn da? Du kannst doch wegen dieses gewissenlosen Burschen nicht dein Leben wegwerfen. Du weißt nicht, was du sagst, Laura. Ich bitte dich, nimm das sofort wieder zurück.«

Laura Poccani sah ihrem Onkel fest in die Augen und sagte sehr leise, aber doch auch sehr bestimmt: »Ich nehme mir das Leben, wenn du Federico…«

Don Primo lachte blechern. »Wer hat denn gesagt, daß ich ihm ein Leid zufügen werde? Aber du wirst hoffentlich nichts dagegen haben, daß ich ihn gehörig ins Gebet nehme, wenn meine Leute ihn finden. Zur Zeit ist er ja immer noch wie vom Erdboden verschluckt. Daran sieht man, wie feige er ist.«

»Er weiß, wie gefährlich du in deinem Zorn bist, deshalb hat er sich versteckt«, sagte Laura. Sie mußte Federico Cazzale einfach verteidigen.

»Er ist nicht zu feige, meine Nichte zu verführen, aber hinterher hat er Angst, dafür geradezustehen! Das nenne ich wahren Mannesmut!« nickte Primo Poccani. Er konnte seinen Groll nur mühsam verbergen.

Laura hatte er verziehen, aber Federico Cazzale, der sein Vertrauen auf diese gemeine Art mißbraucht hatte, war für ihn gestorben.

»Der Wein hat Schuld, Onkel Primo.«

»Natürlich, der Wein. Das ist eine einfache, aber dennoch großartige Ausrede. Ich kann die verrücktesten Dinge tun, und wenn mich deswegen jemand zur Rede stellt, frage ich ihn, wieso er mir böse ist, wo die Schuld doch nicht mich trifft, sondern den süßen, starken sizilianischen Wein.«

Lauras Blick hing an seinen Lippen. »Was wird geschehen, wenn Federico wieder auftaucht, Onkel Primo?«

»Ich werde ihm sagen, daß auf dieser Insel kein Platz mehr für ihn ist. Ich werde ihn fortschicken, weit fort, je weiter, desto besser. Zufrieden?«

Laura nickte. Sie beugte sich vor und küßte Onkel Primo auf die Wange. »Danke«, flüsterte sie. »Du hast mir soeben das Leben gerettet.«

»Geh jetzt auf dein Zimmer«, sagte Don Primo. »Ich kann nun wirklich nicht mehr länger bleiben.«

Laura zog sich in dem guten Glauben zurück, sich auf das Wort ihres Onkels verlassen zu können, doch sie irrte sich. Don Primo war nicht gewillt, Federico Cazzale, diesen räudigen Hund, zu pardonieren.

Don Primo hatte seiner Nichte nicht die Wahrheit gesagt. Federico Cazzale befand sich bereits in seiner Gewalt. Die Leute des Don hatten die ganze Insel auf den Kopf gestellt und Federico in Cesaro, einem kleinen Ort am Monte Soro, aufgestöbert.

Deshalb stand der Wagen vor dem Haus. Man hatte Cazzale in ein Lagerhaus an der Straße zwischen Palermo und Baheria gebracht.

Dort wartete der gewissenlose Don Juan gezwungenermaßen auf den Mafiaboß, und Don Primo hatte Anweisung gegeben, dem Schürzenjäger tüchtig das Fell zu gerben.

Don Primo warf einen Blick auf seinen Schreibtisch; das tat er immer, bevor er sein Arbeitszimmer verließ. Dann ging er hinaus, schloß die Tür ab und steckte den Schlüssel in seine Westentasche.

Auch das gehörte zu seinen Gewohnheiten.

Franco, der Chauffeur, öffnete die Tür für den großen Boß, wobei er die Mütze abnahm und unter den linken Arm klemmte. Don Primo hielt sehr viel auf Formen.

Nun setzte Franco die Mütze wieder auf und stieg in die große schwarze Limousine. Er wußte, wohin er fahren mußte.

Franco sprach kein Wort. Wenn sich Don Primo unterhalten wollte, richtete er das Wort an ihn. Ansonsten herrschte eben Stille im Wagen.

Die Fahrt dauerte fünfzehn Minuten, dann rollte die schwarze Limousine vor dem großen Schiebetor eines alten Lagerhauses aus, das einem Freund des Don gehörte.

Poccani stieg aus. Feierlich waren seine Bewegungen, als wäre er zu einer Beerdigung unterwegs, und so ganz falsch war dieser Vergleich nicht.

Eine Leiche mehr auf dem mit Toten gepflasterten Weg des Don beunruhigte sein Gewissen nicht. Er sah sich als Herrscher über ein Imperium des Verbrechens, und er mußte bei Unregelmäßigkeiten sofort hart durchgreifen, sonst nahm man ihn bald nicht mehr ernst und tanzte ihm auf der Nase herum.

Es mußte ab und zu ein Exempel statuiert werden, das die anderen einschüchterte und abschreckte. Nur so war zu verhindern, daß sie auf dumme Gedanken kamen.

Außerdem hätte Primo Poccanis Bruder den Kopf jenes Mannes verlangt, der seine Tochter verführte. Der Don mußte mit einem Todesurteil zeigen, daß ihm seine Nichte nicht gleichgültig war, sonst hätte sich sein Bruder von ihm abgewandt, und nichts hätte ihn schmerzlicher getroffen als eine Feindschaft mit Gioaccino Poccani.

Das war Cazzale nicht wert. Er war überhaupt nichts wert, dieser widerliche Halunke, deshalb konnte ihn Don Primo auch leicht entbehren.

Franco öffnete für ihn das Schiebetor, und der Mafiaboß betrat das Lagerhaus.

Aldo Varese, der Mann, dem das Gebäude gehörte, empfing ihn.

Er schwitzte wie immer; seine Schweißdrüsen arbeiteten zu gut, deshalb hatte er stets feuchte Hände und immer ein großes Taschentuch parat, um sich über das allzeit gerötete, glänzende Gesicht zu wischen.

»Don Primo«, sagte er devot, »es ist mir eine Ehre, dir wieder einmal gefällig sein zu können.«

Poccani drückte ihm lächelnd die Hand. »Aldo, wie geht es deiner Schwester? Hat sie immer noch diese scheußlichen Rückenschmerzen?«

»Nicht mehr, Don Primo. Der Arzt, den du ihr geschickt hast, konnte ihr helfen.«

»Das freut mich«, sagte Poccani und nickte. Dann wurde er ernst.

»Wo ist Cazzale?« fragte er scharf.

»Ich bringe dich zu ihm«, sagte Varese. Er grinste. »Meine Leute haben ihn ein wenig bearbeitet.«

Wieder nickte Poccani zufrieden. »Gut, sehr gut.«

Sie durchschritten das Lagerhaus und betraten einen Raum, in dem sich vier Männer befanden. Mit ihren Galgenvogelvisagen hätten sie ungeschminkt in jedem Gangsterfilm mitspielen können.

Sie hatten ihre Jacketts abgelegt, so daß ihre Schulterhalfter und die darin steckenden Kanonen zu sehen waren. Der fünfte Mann im Raum war Federico Cazzale, der bereits bitter bereute, was er getan hatte.

Sie hatten ihn an ein Leitungsrohr gefesselt. Sein Hemd war zerrissen und wies Blutflecken auf. Er hatte Schwellungen und Cuts im Gesicht.

Unter geschwollenen Lidern sah er Don Primo eintreten. Der Capo lächelte ihn eiskalt an, und Federico Cazzale haßte ihn.

»Guten Tag, Federico«, sagte der Don erstaunlich weich.

Cazzale erwiderte nichts. Das veranlaßte einen seiner Peiniger, ihn zu schlagen. »Hast du nicht gehört?« schrie der Gangster ihn an.

»Der Boß hat dich gegrüßt!«

»Guten Tag, Don Primo«, ächzte Cazzale, während der Schmerz in seinem Bauch rumorte.

»Du hättest dich noch so gut verstecken können, wir hätten dich doch gefunden«, sagte Poccani. »Du bist der größte Dummkopf, der mir je untergekommen ist«, fügte er verächtlich hinzu. »Wie konntest du nur so verrückt sein, dir ausgerechnet meine Nichte auszusuchen?«

»Ich wollte mit Laura nicht nur meinen Spaß haben, Don Primo, mein Ehrenwort! Ich liebe dieses Mädchen!« beteuerte Federico Cazzale.

Der Don zog die Augenbrauen grimmig zusammen. »Du bist für meine Nichte nicht gut genug. Oh, ich glaube, ich durchschaue jetzt deinen listigen Plan. Du hast dich an Laura herangemacht, um über sie in unserer Organisation Karriere zu machen. Du dachtest, dem Freund meiner Nichte würde ich größere Aufgaben übertragen, wie?«

»Nein, Don Primo, daran dachte ich wirklich nicht.«

»Schweig!« herrschte Poccani den Gefangenen an. »Du bist ein Stinktier, Cazzale. Du könntest noch so ein hohes Amt bekleiden, Maßanzüge tragen und täglich in Rosenöl baden, du würdest trotzdem ein Stinktier bleiben, denn du stinkst von innen heraus. Denkst du im Ernst, ich lasse einen wie dich in meiner Organisation hochkommen? Für große Aufgaben bist du nicht geeignet. Du bist nichts weiter als ein räudiger Windhund, der es gerade noch schafft, junge unerfahrene Mädchen zu verführen. Aber damit hat es sich nun ein für allemal.«

Cazzale blickte den Don verzweifelt an. »Was haben Sie mit mir vor?«

»Kannst du es dir nicht denken?«

»Bekomme ich keine Chance? Bitte! Ich flehe Sie an, Don Primo. Ich liebe Laura zwar immer noch mit jeder Faser meines Herzens, aber ich bin bereit, sie nie wiederzusehen.«

Poccani nickte. »Es wird dafür gesorgt, daß du ihren Weg nicht noch einmal kreuzt.«

»Ich… ich verlasse Sizlien!«

»Richtig.«

»Ich gehe, wohin Sie wollen, Don Primo. In ein anderes Land. Laura wird von mir nichts mehr hören. Ich reiße sie mir aus dem Herzen. Aber bitte geben Sie mir meine Freiheit wieder.«

Der Capo schüttelte unbarmherzig den Kopf. »Ich kann dich nicht laufenlassen, Cazzale. Ich habe einen Ruf zu verlieren, und es geht um meine Ehre, um die Ehre meiner Nichte und um die meines Bruders, die du befleckt hast. Ich muß sie reinwaschen. Ja, Cazzale, du wirst Sizilien verlassen, aber du wirst nicht sehr weit reisen.«

Don Primo trat mit finsterer Miene zurück und befahl zwei Männern, den Gefangenen loszuschneiden. Sie taten es unverzüglich und klemmten Cazzale zwischen sich fest.

»Bringt ihn auf die Feuerinsel!« verlangte Primo Poccani. »Jagt ihm eine Kugel in den Schädel und werft ihn in den Krater des Monte Fuoco.«

»Nein!« schrie Federico Cazzale schrill.

Don Primo bleckte die Zähne. »Vielleicht findet man in zehn Jahren deine ausgebleichten Gebeine dort unten.«

»Teufel! Du grausamer Teufel!« brüllte Cazzale und riß sich los.

Die Mafiosi hatten ihn vorhin schwer zusammengeschlagen, und er hatte sich schwach und elend gefühlt.

Doch nun verlieh ihm die Wut für kurze Zeit neue Kraft. Er stürzte sich auf den Mafiaboß. Don Primo rechnete mit keinem Angriff, deshalb konnte ihn Cazzale überraschen.

Ein Faustschlag traf Don Primos Kinnspitze. Es lag eine Ewigkeit zurück, seit Primo Poccani zum letztenmal geschlagen worden war.

Der Hieb warf ihn zurück, und er fiel gegen Franco, der ihn mit beiden Armen auffing.

»Du Schwein!« brüllte Cazzale außer sich vor Wut und packte den Don an der Kehle. »Mieses, dreckiges Schwein! Ich bringe dich um!«

Er würgte den Mafiaboß, doch Aldo Varese und die anderen Männer sahen nicht tatenlos zu. Sie brauchten einen Moment, um die Schrecksekunde zu überwinden, dann reagierten sie, stürzten sich auf den Wahnsinnigen, der es wagte, den Capo di Capi zu attackieren. Sie schlugen wild auf ihn ein und rissen ihn von Don Primo zurück.

»Satan! Herzloser Satan!« schrie Federico Cazzale, während er von harten Männerhänden festgehalten wurde.

Don Primo löste sich von seinem Chauffeur. In seinen Augen glühte ein gefährliches Feuer. Er massierte seinen schmerzenden Hals und starrte den Gefangenen haßerfüllt an.

Es sah einen Moment danach aus, als wollte es der Don nicht mehr seinen Leuten überlassen, Cazzale zu töten.

Aber dann hatte Don Primo sich wieder gefangen und knurrte:

»Du wirst auf der Feuerinsel sterben. Ich mache mir an einem Bastard wie dir nicht die Hände schmutzig.«

Poccani würdigte den Mann, den er zum Tod verurteilt hatte, keines weiteren Blickes. Er wandte sich um. Cazzale schrie ihm nach, flehte jetzt wieder um Gnade, doch der Capo schien ihn nicht zu hören.

Er verließ mit seinem Chauffeur den Raum. Aldo Varese folgte ihnen. »Es tut mir leid, daß es zu diesem Zwischenfall kam, Don Primo«, sagte er verlegen. »Aber wer konnte ahnen, daß er so verrückt sein würde…«

»Schon gut«, sagte Poccani, während sich Varese dicke Schweißtropfen vom Gesicht wischte. »Du kümmerst dich persönlich um ihn.«

»Selbstverständlich, Don Primo. Ich werde es sein, der ihm die Kugel

verpaßt. In zwei Stunden brechen wir zur Feuerinsel auf.«

»Warum nicht sofort?«

»Ich habe einen wichtigen Termin mit Rossano Menotti. Wenn du aber wünscht, daß ich die Sache mit Cazzale vorziehe…«

Der Don schüttelte entschieden den Kopf. »Das Geschäft darf seinetwegen nicht leiden. Setz Menotti ordentlich unter Druck.«

»Das habe ich vor.«

»Sag ihm, daß meine Geduld bald zu Ende ist. Dann wird nicht mehr verhandelt, sondern geschossen.«

Varese grinste. »Ich kriege ihn heute weich; du kannst dich auf mich verlassen, Don Primo.«

Poccani nickte ihm jovial zu. »Du bist ein guter Mann, Aldo. Grüß deine Schwester von mir.«

Der Capo verließ das Lagerhaus und setzte sich in den Fond seiner schwarzen Limousine. Sein Kinn war gerötet, der Hals ebenfalls, aber er verschwendete keinen Gedanken mehr an Federico Cazzale.

Der Mann war jetzt schon so gut wie tot.

»Wieder nach Hause, Don Primo?« fragte der Chauffeur.

»Ja, aber wir haben es nicht eilig.«

»Bene.«

Franco fuhr los, und während der Wagen auf die Küstenstraße einbog, kreischten hoch über ihm fünf kleine schwarze Punkte…

Satansfalken!

Sie waren wieder vollzählig.

***

Ich umarmte Mr. Silver, Vicky Bonney küßte ihn auf beide Wangen.

Dann verließen wir sein Zimmer. In der Hotelbar bestellte ich einen süßen Sherry für Vicky, Acqua Minerale für Mr. Silver – er wollte nichts anderes – und Pernod für mich.

»Zu Hause noch alles in Ordnung?« erkundigte ich mich, und es gefiel mir nicht, daß der Ex-Dämon seine Silberbrauen zusammenzog, so daß eine Kummerfalte über seiner Nasenwurzel entstand.

»Lance Selby will mir nicht so recht gefallen«, sagte der Hüne.

Unser Freund, der Parapsychologe Lance Selby, war der Organisation des Schreckens in die Hände gefallen. [2]

Seither floß Professor Kulls synthetisches Blut in seinen Adern, und er war nicht mehr unser Freund, sondern ein gefährliches Monster.

Mortimer Kull machte aus ihm einen Wurmkiller, der darauf programmiert war, Tucker Peckinpah zu töten und dabei selbst zugrunde zu gehen.

Lance war auch losgezogen, um seiner Bestimmung gerecht zu werden, aber Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, fing ihn ab und versetzte ihn in einen magischen Tiefschlaf.

Seither lag Lance zu Hause in seinem Bett, bewacht von seiner Freundin Oda, der weißen Hexe. Solange er schlief, war er ungefährlich.

Aber wehe, wenn Roxane ihn weckte. Dann würde er gleich wieder in Angriff nehmen, worauf ihn Professor Kull programmiert hatte.

Unser Problem war, daß wir nicht wußten, wie wir Lance wieder

»normalisieren« konnten. Es mußte eine Möglichkeit geben, rückgängig zu machen, was Mortimer Kull unserem Freund angetan hatte, aber wir hatten sie noch nicht entdeckt, deshalb sah ich Lances Tiefschlaf vorläufig als die beste Lösung an.

»Was ist mit Lance?« fragte Vicky Bonney, die ebenso beunruhigt war wie ich.

»Mir kommt vor – und Oda bestätigte es mir –, daß mit Lance eine kaum merkliche Veränderung vorgeht«, sagte Mr. Silver.

»Trotz des magischen Tiefschlafs?« fragte ich erstaunt.

»Ich glaube, diese lange Ruhepause tut unserem Freund nicht gut«, meinte der Ex-Dämon.

»Was kann sie bewirken?« wollte ich wissen.

Der Ex-Dämon hob die Schultern. »Vielleicht eine Zellenveränderung. Ich kann nur Vermutungen anstellen.«

Meine Kopfhaut spannte sich. Wir hatten Frank Esslin, einen ebenso guten Freund wie Lance, verloren; er war zum Söldner der Hölle geworden. Ich wollte nicht, daß Lance Selby einen ähnlichen Weg beschritt.

»Was sollte deiner Meinung nach getan werden, Silver?« fragte ich besorgt.

»Vielleicht wäre es gut für Lance, wenn man den magischen Tiefschlaf für eine Weile unterbrechen würde.«

Vicky sah den Ex-Dämon erschrocken an. »Du weißt, was dann aus Lance werden würde.«

»Er könnte sich nicht entfalten, wenn ihn Oda, Roxane und ich unter Kontrolle hätten«, sagte Mr. Silver.

»Hast du versucht, ihn zu wecken?« fragte ich.

»Ja, aber es klappte nicht. Auch Oda war nicht in der Lage, Roxanes Zauber zu neutralisieren. Nur Roxane selbst könnte es, doch sie ist unauffindbar.«

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Hatten wir noch nicht genug Sorgen? Mußte auch noch eine neue hinzukommen?

Ich nahm einen Schluck vom Pernod und schob das Glas vor mir auf dem Tisch hin und her.

»Was habt ihr hier inzwischen unternommen?« wollte der Ex-Dämon wissen.

Ich berichtete ihm von unserem Besuch bei Giuseppe Mescari und dessen Tochter. Als der Ex-Dämon hörte, was sich im Haus des

Fischers zugetragen hatte, kniff er seine perlmuttfarbenen Augen zusammen.

»So ist das also. Ein Mitglied der Grausamen 5 hat seine dreckige Hand im Spiel.«

»Ich nehme an, es ist Vulkan.«

»Mit dieser Annahme liegst du bestimmt nicht falsch«, sagte Mr. Silver.

»Der Magier-Dämon hat Tansul, die Lavabestie, wiedererweckt«, berichtete ich, was ich von Giuseppe Mescari erfahren hatte. »Und als Peckinpahs Privatjet über den Monte Fuoco flog, schoß das gewaltige Ungeheuer aus dem Krater und riß die Maschine vom Himmel.«

Der Ex-Dämon leerte rasch sein Glas. »Verdammt, Tony, ich habe wenig Hoffnung für Tucker Peckinpah und seine Freunde.«

»Wir werden auf der Feuerinsel nach ihnen suchen, und wir werden alles daransetzen, Tansul zu vernichten«, sagte ich, und mir war klar, daß es gewiß nicht einfach sein würde, dieses Versprechen zu halten…

***

»Wie hättest du an meiner Stelle entschieden?« fragte Primo Poccani seinen Chauffeur.

Franco lächelte in den Innenspiegel. »Ich glaube, ich hätte Cazzale auf der Stelle umgelegt, Don Primo. Ich hätte mich wahrscheinlich nicht beherrschen können.«

»Er leidet mehr, wenn er länger auf den Tod warten muß.«

»Das ist allerdings richtig.«

»Er wird sich mit Selbstvorwürfen peinigen, bis er vor Verzweiflung den Verstand verliert. Tausendmal wird er bis zu seinem Tod gesehen haben, daß er einen schweren Fehler gemacht hat, und er wird sich selbst verdammen.«

Die Straße stieg steil an und führte an hohen Klippen entlang. Ruhig und weich rollte der Wagen über den Asphalt. Primo Poccani und Franco hatten nicht die leiseste Ahnung, in Welcher Gefahr sie schwebten.

Der Angriff stand kurz bevor…

Und schon fiel der erste Satansfalke vom Himmel. Wenn er seinen Körper nicht abgefangen hätte, wäre er etwa hundert Meter vor der Limousine auf die Fahrbahn gestürzt, aber im letzten Augenblick spannte der Blutvogel die Flügel, sauste in eine enge Kurve und raste horizontal dem Auto entgegen.

Es würde einen Frontalzusammenstoß geben!

»Don Primo!« schrie der Fahrer, während der Falke mit irrer Geschwindigkeit auf sie zukam.

Es hatte den Anschein, als wollte sich der Vogel auf diese

ungewöhnliche Weise das Leben nehmen, doch der Schein trog. Der Aufprall würde das Tier nicht töten.

Francos Augen weiteten sich. Er trat auf das Bremspedal, versuchte den Wagen zu verreißen, doch die Zeit reichte nicht. Mit ungeheurer Wucht raste der Satansfalke gegen die Frontscheibe, sein Körper, hart wie Stein, zertrümmerte das Verbundglas, riß die Splitter aus der Gummidichtung und mit sich hinein in das Wageninnere.

Das Glas zerschnitt Francos Gesicht. Der Mann brüllte auf, riß die Hände vom Lenkrad und wollte sie vor sein Gesicht schlagen.

Das Tier gab ihm keine Chance. Immer wieder hieb es mit seinem tödlichen Schnabel zu. Der Chauffeur brüllte markerschütternd.

Er schlug in panischer Angst um sich, doch er wurde den mordgierigen Blutfalken nicht los.

Ein zweiter und ein dritter Vogel stürzten sich auf den Fahrer, der mehr und mehr in sich zusammensackte.

Primo Poccani glaubte sich in eine Horrorszene von Alfred Hitchcocks »Die Vögel« versetzt. Was da passierte, war wie ein Alptraum, dennoch versuchte der Capo die Nerven zu bewahren.

Während sein Chauffeur einen aussichtslosen Kampf gegen die wilden Falken austrug, zog er seine Luger, stieß die Tür auf und sprang aus dem Fahrzeug.

Er hörte ein Krächzen über sich und blickte nach oben. Dort waren noch zwei Satansfalken, und sie griffen augenblicklich an. Blitzartig stießen sie auf ihn herab.

Poccani war ein ausgezeichneter Schütze. Er hatte eine Zeitlang als gefürchteter Todesengel der Camorra in Neapel gearbeitet. Das Liquidationskommando, das er anführte, wies eine Erfolgsquote von hundert Prozent auf; so etwas hatte es bis dahin noch nie gegeben.

Auch heute trainierte Primo Poccani noch fast täglich mit der Waffe. Jetzt setzte er sein Können gegen die Satansfalken ein. Er hätte sich die Kugeln sparen können, denn mit gewöhnlichen Geschossen war diesen Tieren nicht beizukommen.

Poccani drückte ab. Die Luger krachte, eine Feuerlanze raste aus dem Lauf, und das Projektil hieb in das Gefieder des einen Falken.

Die Aufprallwucht stieß das Tier zur Seite. Der Vogel überschlug sich in der Luft und krächzte zornig.

Primo Poccani hatte nicht die Zeit, zu verfolgen, was mit dem Blutvogel weiter passierte. Er mußte den zweiten Falken aufs Korn nehmen.

Schuß… Treffer!

Der Vogel trudelte ab, fing sich jedoch gleich wieder und flog sein Ziel erneut an.

»Verdammt, das gibt es doch nicht!« schrie Poccani, nun doch schon am Rande einer Panik, denn obwohl er beide Falken getroffen hatte,

griffen sie ihn unverletzt an. Wie konnten diese Tiere einen absolut tödlichen Treffer überleben? Die Projektile hatten ihnen lediglich ein paar Federn ausgerissen, das war alles.

Im Wagen ließen die Satansfalken von Franco ab. Der Chauffeur lebte nicht mehr. Die drei Killerfalken stiegen hoch und beteiligten sich am Angriff auf Don Primo.

Der Mafioso feuerte wie von Sinnen, und jeder Schuß war ein Treffer, aber die Zahl der Vögel verringerte sich dadurch nicht. Poccani jagte die letzte Kugel durch den Lauf.

Er drückte dann noch einmal ab. Klick, klick, machte die Luger.

Don Primo schlug sie einem Tier auf den Schädel, sobald es in seiner Reichweite war.

Die Luft war von ständigem Krächzen und Flattern erfüllt. Die Satansfalken trieben den Mann immer weiter zurück.

Hinter ihm waren die Klippen. Wenn er da hinunterstürzte, mußte sich die Commissione der Mafia nach einem neuen Capo di Capi umsehen.

Und genau darauf schienen die Blutvögel abzuzielen. Er sollte nicht durch ihre tödlichen Schnäbel und nicht durch ihre krallenbewehrten Fänge sterben, sondern einfach in die Tiefe stürzen.

Don Primo kämpfte mit dem Rücken zum Abgrund verbissen um sein Leben, doch was immer er tat, es gelang ihm nicht, das Unheil von sich abzuwenden.

Sein Leben lang hatte er alle Gefahren gemeistert, jeden Feind unschädlich gemacht, immer gesiegt, doch diesmal würde er verlieren – und nicht einmal gegen Menschen, sondern gegen Falken, die der Teufel geschaffen haben mußte.

Der Capo ahnte nicht, wie nahe er mit diesem Gedanken der Wahrheit kam.

Eines der Tiere prallte mit ungeheurer Wucht gegen Don Primos Brust. Er taumelte zurück, und plötzlich war kein Boden mehr unter seinen Füßen.

Namenloses Entsetzen verzerrte sein Gesicht, sein Mund öffnete sich zu einem verzweifelten Schrei, und dann stürzte er in die Tiefe.

***

Seit es diese unschöne Sache mit Federico Cazzale gegeben hatte, stand Laura Poccani unter Hausarrest. Sie durfte sich nur in der Villa und im dazugehörigen Park aufhalten, und damit sie sich auch daran hielt, hatte Momo Castaglieri den Befehl, stets ein Auge auf sie zu haben.

Castaglieri sah das als eine sehr leichte Aufgabe an. Er konnte sich nicht vorstellen, daß das Mädchen gegen den Befehl ihres Onkels ausrücken wollte.

Laura hatte allen Grund, von nun an folgsam und artig zu sein, deshalb wäre, es – zumindest nach Momo Castaglieris Ansicht – nicht nötig gewesen, sie zu bewachen. Aber Don Primo wollte es so.

Sein Wort war Gesetz.

Nachdem Laura mit ihrem Onkel gesprochen hatte, war sie auf ihr Zimmer gegangen, aber sie hatte es da nicht lange ausgehalten. Als sie ihr Zimmer nach fünfzehn Minuten wieder verließ, erhob sich Momo Castaglieri von dem Hocker, auf dem er saß, und lächelte sie freundlich an.

»Selbst im schönsten Zimmer hat man manchmal das Gefühl, die Decke würde einem auf den Kopf fallen, nicht wahr?« sagte er.

Laura seufzte. »Ich möchte in den Park gehen.«

Castaglieri zuckte mit den Schultern. »Ich habe nichts dagegen, aber ich muß darauf bestehen, Sie begleiten zu dürfen.«

»Meinetwegen.«

Castaglieri grinste. »Gehen wir«, sagte er und machte eine einladende Handbewegung.

Ihr fiel auf, daß er nach Kognak roch. Er nahm seine Aufgabe nicht ernst, aber Laura würde trotzdem nicht versuchen, von hier fortzukommen.

Wozu auch? Onkel Primo hatte sich schon genug über sie geärgert.

Sie wollte ihn nicht noch einmal zornig machen, konnte froh sein, daß er ihr nicht mehr böse war.

Wenn sie die Villa ohne seine Erlaubnis verließ, hätte er sofort vermutet, sie würde sich heimlich wieder mit Federico treffen, und damit hätte sie Federico Cazzale sehr geschadet.

Über eine breite, von hellem Sonnenlicht überflutete Steintreppe, schritt Laura zu einem geharkten Kiesweg hinunter. Momo Castaglieri ging stumm neben ihr.

In den alten, kühlen Schatten spendenden Bäumen zwitscherten die Vögel. Don Primo hatte sich hier ein kleines Paradies geschaffen.

Laura nahm unter einer Fächerpalme auf einer Steinbank Platz.

»Darf ich mich neben Sie setzen?« fragte Momo Castaglieri höflich.

»Selbstverständlich.«

»Sie sind traurig, nicht wahr?«

»Ja, ein bißchen.«

»Sie werden darüber hinwegkommen«, sagte Castaglieri. »Sie sind noch blutjung. Wenn der richtige Mann in Ihr Leben tritt, werden Sie nicht mehr an Federico Cazzale denken. Er war Ihrer nicht würdig. Sie sind eine Prinzessin.«

»So fühle ich mich nicht.«

»Doch, doch, Signora Laura, Sie sind etwas Besonderes. Schließlich ist Ihr Onkel der Capo di Capi, und Ihr Vater ist sein Bruder.«

»Für mich ist das keine Auszeichnung.«

»Don Primo ist sehr reich. Wenn Sie einmal heiraten, wird er sehr großzügig sein. Ich kann verstehen, daß er mit einem Mann wie Cazzale nicht einverstanden war.«

Laura blickte ihren Bewacher ärgerlich an. »Ich erlaube Ihnen nicht, in diesem Ton über Federico zu sprechen.«

Momo Castaglieri nickte langsam. »Sie haben recht. Über Tote soll man nicht schlecht reden.«

Das Mädchen sprang entsetzt auf. »Über Tote? Wieso über Tote?«

fragte sie heiser.

Castaglieri schaute zu ihr hoch. »Nun, er hat sich mit dem, was er getan hat, selbst sein Grab geschaufelt.«

»Ihm wird nichts geschehen, wenn ihn die Leute meines Onkels finden.«

Castaglieri grinste. Er hätte nicht so viel geredet, wenn der Alkohol ihm nicht die Zunge gelöst hätte.

»Wenn ihn Don Primos Leute finden? Meine liebe Signorina Laura, sie haben ihn bereits gefunden; hat Ihnen das Don Primo nicht gesagt?«

Laura hatte das Gefühl, jemand hätte sie mit Eiswasser übergossen. Sie starrte ihren Bewacher verstört an. Wieso hatte ihr Onkel Primo verschwiegen, daß man Federico bereits gefunden hatte?

»Wohin ist mein Onkel gefahren?« fragte sie mit belegter Stimme.

Momo Castaglieri senkte den Blick.

»Bitte, Signore Castaglieri, Sie müssen es mir sagen!« flehte Laura.

»Fuhr er zu Federico?«

Ihr Bewacher nickte. »Er will sich gewissermaßen von ihm verabschieden, will ihn noch einmal sehen und ihm sagen, was für ein Idiot er ist, bevor…«

»Nein!« schrie Laura gequält auf. »Onkel Primo hat mir versprochen, ihm kein Haar zu krümmen.«

»Das ist unmöglich«, sagte Momo Castaglieri. »Don Primo muß vor den Mitgliedern der Organisation das Gesicht wahren. Er könnte Federico nicht einmal pardonieren, wenn er es wollte. Man würde ihm das als Schwäche auslegen, und ein schwacher Capo di Capi ist bald seines Lebens nicht mehr sicher.«

»Was hat Onkel Primo mit Federico vor? Er sagte, er würde ihn fortschicken.«

»Das wird er tun. Er wird Federico Cazzale auf die Feuerinsel bringen lassen. Sie wird von allen gemieden. Es ist ein gutes Versteck für einen Toten.«

»Wann wird Federico sein Leben verlieren? Noch hier auf Sizilien? Oder erst auf der Feuerinsel?«

»Ich denke, daß sie's erst drüben tun werden.«

Es darf nicht geschehen! schoß es Laura durch den Kopf. Ich muß es

verhindern.

Sie wußte, daß sie dann die gesamte Mafia gegen sich haben würde, aber das war ihr egal. Federico durfte nicht sterben! Sie liebte ihn, und sie wollte ihm das Leben retten, koste es, was es wolle.

Vielleicht hatten sie Glück, vielleicht gelang ihnen eine gemeinsame Flucht. Es war zwar schwierig, sich vor der Mafia zu verstecken, aber es mußte doch irgendein Land auf dieser Erde geben, wo ihr langer Arm nicht hinreichte.

Onkel Primo hatte sie belogen, das würde sie ihm nie verzeihen.

Auf die Feuerinsel! Ich muß schnellstens auf die Feuerinsel! dachte Laura aufgewühlt. Hoffentlich komme ich nicht zu spät…

Aber da war Momo Castaglieri, der sie nicht fortlassen würde. Wie sollte sie ihn überlisten?

Er erhob sich ebenfalls, weil er nicht sitzen wollte, wenn Laura stand. Langsam schüttelte er den Kopf und sagte: »Nicht traurig sein, Signorina Laura, Federico Cazzale paßte nicht zu Ihnen. Sie werden ihn vergessen. Ich sagte es schon, Sie sind eine Prinzessin, und Don Primo wird Ihnen einen Prinzen an die Seite stellen.«

Einen Prinzen, dachte Laura wütend. Einen Verbrecher aus den Reihen der Mafia, der genauso über Leichen geht wie Onkel Primo!

O Gott, warum wurde ich in diese schreckliche Familie hineingeboren?

Ich muß fort! schrie es in Laura. Ich muß auf die Feuerinsel!

Sie faßte sich an die Schläfen und stöhnte leise. Damit sich Momo Castaglieri Sorgen machte, wankte sie auch ein wenig. Der Mafioso fiel prompt darauf herein.

»Madonna mia, was haben Sie, Signorina Laura?«

»Mir ist… auf einmal so komisch.«

»Es ist die Aufregung. Ich hätte mit Ihnen nicht über Federico Cazzale reden sollen. Warum kann ich niemals mein loses Mundwerk halten? Wollen Sie sich wieder auf die Bank setzen?«

»Nein, ich glaube, ich gehe besser auf mein Zimmer und lege mich ein bißchen hin.«

»Eine sehr gute Idee«, sagte Castaglieri. »Möchten Sie, daß ich Sie stütze?«

»Das ist nicht nötig.«

»Ich begleite Sie natürlich.«

Sie kehrten in die Villa zurück, und Laura begab sich nach oben.

Sie stand unter Hochspannung. Viel stand für sie auf dem Spiel, sehr viel.

Wenn sie es nicht schaffte, das Haus zu verlassen, war Federico verloren. Vielleicht war er das ohnehin, aber in diesem Fall hatte er vielleicht noch eine winzige Chance, mit dem Leben davonzukommen. Was Laura tun konnte, um ihn zu retten, würde sie auf sich nehmen.

Sie öffnete die Tür ihres Zimmers, und Momo Castaglieri wollte auf dem Hocker davor Platz nehmen, aber das sollte er nicht, deshalb sank Laura ächzend gegen den Türstock und tat so, als würden ihre Beine sie nicht mehr tragen.

Sofort war ihr Bewacher zur Stelle. Mit kräftigen Händen griff er zu. »Dio mio, bin ich blöd!« stieß er ärgerlich hervor. »Wenn Don Primo davon erfährt; reißt er mir den Kopf ab und setzt ihn mir verkehrt wieder auf.«

»Er wird es nicht erfahren«, versprach ihm Laura.

»Sie sind sehr liebenswürdig.«

»Bis Onkel Primo heimkommt, geht es mir schon wieder gut.«

»Das hoffe ich.«

»Der kleine Schwächeanfall bleibt unser Geheimnis«, sagte Laura und blickte an Momo Castaglieri vorbei zur Kommode, auf der eine schwere Bleikristallvase stand.

Ihr hilfreicher Bewacher führte sie zum Bett. Als sie die Kommode erreichten, hielt sich Laura daran fest. »Die Kissen«, sagte sie mit ersterbender Stimme. »Würden Sie die Kissen aufeinanderlegen?«

»Sofort«, sagte Castaglieri. »Kann ich Sie einen Augenblick loslassen?«

»Ja…«

Momo Castaglieri löste sich von ihr und beugte sich über das Bett.

Als er nach den nebeneinanderliegenden Kissen griff, nahm Laura die Vase auf und trat hinter ihn.

Sie wußte nicht, wie stark sie zuschlagen sollte. Traf sie Momo Castaglieri zu hart, würde er sterben, traf sie ihn zu leicht, würde Federico sterben.

Himmel, hilf mir! dachte das Mädchen, schloß die Augen und schlug zu. Die Vase zerbrach. Laura hörte einen Körper zu Boden stürzen, und als sie die Augen aufriß, lag ihr Bewacher zu ihren Füßen und regte sich nicht.

Sie ließ fallen, was sie von der zerbrochenen Vase noch in den Händen hielt, wandte sich um und rannte wie von Furien gehetzt aus dem Zimmer.

***

Ich ließ die Drinks auf die Rechnung setzen; wir kehrten in unsere Zimmer zurück und bereiteten uns auf den Einsatz vor. Es wäre mir recht gewesen, wenn Vicky Bonney in Palermo geblieben wäre, und ich ließ auch eine diesbezügliche Bemerkung fallen, die meine Freundin aber geflissentlich überhörte.

Sie hatte sich vor kurzem entschlossen, mich im Kampf gegen die schwarze Macht zu unterstützen, und sie nahm diesen Entschluß sehr ernst.

Früher hatte sie sich mehr im Hintergrund gehalten, hatte mit beachtlichem Erfolg Bücher geschrieben und dafür gesorgt, daß ich mich wohlfühlte, wenn ich nach Hause kam.

Leider hielt mich mein Job die meiste Zeit aber so sehr in Trab, daß ich Vicky viel zu selten sah. Dem konnte man nur auf eine Art Abhilfe schaffen: Vicky mußte öfter an meine Seite treten. Das hatte sie getan, und sie war in kurzer Zeit zu einer mutigen Kämpferin gegen das Böse geworden.

Wir trafen uns auf dem Hotelparkplatz und stiegen in den roten Maserati. Mein Magen krampfte sich zusammen, wenn ich an die Feuerinsel dachte.

Wie ging es Tucker Peckinpah und Cruv? Lebten sie noch? Oder waren sie und alle anderen Insassen des Flugzeugs Opfer des wiedererwachten Ungeheuers geworden?

Ich fuhr zum Hafen und suchte nach einer kleinen, schnellen Yacht, die wir mieten konnten. Schon nach kurzer Zeit hatten wir das Gesuchte gefunden.

Der Eigner des Bootes verlangte einen hübschen Batzen Geld als Kaution. Ich stellte einen Scheck aus, den er nach einem kurzen Telefonat akzeptierte.

Er hatte erfahren, daß es gutes Geld war. Tucker Peckinpahs Geld.

Wir brausten mit der vollgetankten Yacht los, ließen Palermo hinter uns und nahmen Kurs auf die Feuerinsel.

***

Don Primo Poccani stürzte in die Tiefe und brüllte dabei aus Leibeskräften. Mit zunehmender Fallgeschwindigkeit sauste er an der grauen Klippenwand vorbei, der schäumenden, gischtenden Brandung entgegen, wo er nach einem mörderischen Aufprall mit zerschmetterten Knochen liegen würde.

Er konnte nicht denken, nur schreien. Der Fall schien kein Ende zu nehmen, doch Poccani sollte nicht sterben. Die Todesangst sollte ihm lediglich klarmachen, wie klein er, der große Mafiaboß, eigentlich war.

Er hatte sich bisher für den Größten gehalten, doch es gab jemanden, der wesentlich größer war, und der ließ ihn zum erstenmal seine Macht spüren.

Die Satansfalken warteten nur einen Augenblick, dann stürzten sie hinter dem Mafiaboß her, krallten ihre Fänge in seine Kleidung, hielten ihn fest, beendeten seinen Sturz und flogen mit ihm über das Meer, fort von der Küste, fort von Sizilien.

Primo Poccani befand sich in Bauchlage, und er begriff nicht, was mit ihm passierte. Jeder Arm, jedes Bein wurde von einem Falken festgehalten, und der fünfte Vogel hatte seine Krallen in der Mitte

seines Körpers ins Jackett geschlagen.

Die Tiere bewegten synchron ihre Schwingen und trugen Don Primo über das blaue Wasser des Tirrenischen Meers. Es war unvorstellbar!

Poccani hatte noch nie an seinem Verstand gezweifelt, aber in diesen Augenblicken wußte er nicht, ob er noch normal war. Seine Kleidung war vom Schweiß der Todesangst durchtränkt.

Der Wind, der durch den Stoff blies, ließ ihn frösteln.

Woher kamen diese Vögel? Aus welchem Grund hatten sie ihn angegriffen? Und wohin wollten diese unheimlichen Tiere ihn nun bringen?

Sie hatten Franco grauenvoll zugerichtet, und Don Primo konnte nicht verstehen, warum sie mit ihm nicht ebenso verfahren waren.

Die Satansfalken stiegen noch höher. Von Zeit zu Zeit sah Don Primo Schiffe unter sich, und wenn er nach vorn schaute, konnte er die Liparischen Inseln sehen.

Eine davon trug den Namen Monte Fuoco. Dorthin sollte Aldo Varese den jungen Mann bringen, den er, Poccani, zum Tod verurteilt hatte.

Er wandte den Kopf und sah den Falken zu seiner Rechten an. Der Blick des Vogels war schmerzhaft wie ein Messerstich.

»Wohin bringt ihr mich?« schrie Primo Poccani heiser. »Was habt ihr mit mir vor?«

Einen Augenblick lang glaubte er, die Vögel würden ihn verstehen, aber dann tat er diesen Gedanken als verrückt ab.

Weiter, immer weiter trugen die Falken ihn auf das Meer hinaus, an Vulcano und Lipari vorbei. Poccani hielt still. Es hatte keinen Zweck, sich jetzt loszureißen.

Bei einem Sturz aus dieser Höhe war das Wasser dort unten hart wie Beton. Don Primo mußte hinnehmen, was mit ihm geschah, er konnte nichts mehr beeinflussen.

Von Minute zu Minute wurde deutlicher, daß das Ziel der geheimnisvollen Greifvögel der Monte Fuoco war. Sie verloren allmählich an Höhe und flogen auf den Krater des Feuerbergs zu. Sie verlangsamten ihren Flug, schwebten jetzt mehr, und Don Primo hatte Gelegenheit in den tiefen Kraterschlund hinabzusehen.

Abermals reagierte er mit Fassungslosigkeit, denn jedermann war bekannt, daß dieser Vulkan vor langer Zeit erloschen war. Wieso kochte dann aber dort unten glühende Lava?

Das flüssige Gestein dampfte, wallte und brodelte. Der Monte Fuoco war wieder aktiv, und niemand wußte davon.

Die Falken erreichten mit ihrer Last die Kratermitte. Der Mafiaboß spürte die Hitze, die aus dem großen Steinschlot zu ihm emporstieg, und ihm drohte übel zu werden von den Dämpfen und Gasen, die ihm der Feuerberg entgegenblies.

Einer der Satansfalken stieß plötzlich ein lautes Krächzen aus. Es

klang wie ein… Kommando.
Was passiert jetzt? durchzuckte es Don Primo. Im selben Moment erfuhr er es.
Die Satansfalken ließen ihn los. Und das mitten über dem Krater.
Primo Poccani fiel. Diesmal stürzte er jedoch keiner gischtenden Brandung entgegen, sondern rot glühender Lava…

***

Ich hielt das Steuerrad fest in der Hand. Vicky Bonney lehnte an mir, während Mr. Silver den wachsamen Blick über das Meer schweifen ließ.
Er schien mit einem Angriff zu rechnen, und ganz abwegig war diese Befürchtung nicht, denn die Satansfalken hatten schon einmal zugeschlagen und konnten es jederzeit wieder tun.
Die Yacht stampfte kraftvoll durch die sanfte Dünung des Meeres, während meine Gedanken vorauseilten und sich mit Vulkan, dem gefährlichen Magier-Dämonen, befaßten.
Würden wir ihm auf der Feuerinsel begegnen? Oder begnügte er sich damit, Tansul wiedererweckt zu haben? Dagegen sprach der Einsatz der Satansfalken.
Es war eher zu befürchten, daß Vulkan länger bleiben und seine Machtposition ausbauen wollte. Ich atmete tief durch.
»Woran denkst du, Tony?« fragte mich meine Freundin.
»Er denkt an Vulkan und Tansul«, sagte Mr. Silver, der sich in meine Gedanken eingeschaltet hatte und daher wußte, was mich beschäftigte.
»Befürchtest du, diesmal zu scheitern?« fragte Vicky Bonney.
Ich schüttelte grimmig den Kopf. »Wir werden einen Weg finden, mit Tansul und Vulkan fertigzuwerden. Wir haben bisher immer einen Weg gefunden.«
Ich sagte das sehr bestimmt, aber war ich wirklich so sehr davon überzeugt? Ich *mußte* positiv denken. Wer in einen Kampf zieht und davon überzeugt ist, daß er ihn nicht gewinnen kann, ist von vornherein verloren.
Die Entfernung schrumpfte, aber es würde noch eine Weile dauern, bis wir die Feuerinsel erreicht hatten.
»Tony!« rief plötzlich Mr. Silver und wies nach oben.
Mein Blick folgte seinem ausgestreckten Arm, und nun sah ich sie ebenfalls, die fünf Satansfalken. Sie trugen einen Menschen in ihren Fängen und waren mit ihm zur Feuerinsel unterwegs!

***

Ein Mann wurde von Vulkans Blutvögeln entführt! Wir sahen es und konnten nichts dagegen tun. Reglos hing das Opfer in den Fängen der Tiere.

»Ob der Mann noch lebt?« fragte Vicky Bonney.

»Das läßt sich auf diese Entfernung nicht feststellen«, antwortete ich. »Ich kann nur annehmen, daß er nicht tot ist. Würden sich die Greifvögel mit einer Leiche so viel Mühe machen? – Silver, kannst du nichts tun?«

Der Ex-Dämon konzentrierte sich und aktivierte seine übernatürlichen Fähigkeiten, die ziemlich beachtlich waren, doch diesmal versagten sie. Die Entfernung war einfach zu groß.

Ich ließ den Motor auf Hochtouren laufen, aber die Falken überholten uns mühelos und erreichten die Feuerinsel viel früher als wir.

»Sie sinken«, stellte Mr. Silver fest. »Ob der Mann als Opfer für Tansul gedacht ist?«

Ich holte aus der schnellen Yacht alles heraus, hatte nur den Wunsch, die Feuerinsel so rasch wie möglich zu erreichen. Während ich meine Finger um das Steuerrad krampfte, sah ich die Falken auf den Krater des Vulkans zugleiten.

Sie erreichten die Mitte des steinernen Schlunds, und im selben Moment spannte sich schmerzhaft meine Kopfhaut. Die grausamen Vögel hatten den Mann losgelassen!

Er fiel in den Krater. Neben mir stieß Vicky Bonney einen dünnen Schrei aus und wandte sich ab.

Die Satansfalken verschwanden aus unserem Blickfeld, und ich hatte einen gallbitteren Geschmack im Mund. Wir hatten mit ansehen müssen, wie ein Mensch sein Leben verlor, ohne daß wir auch nur die geringste Chance gehabt hatten, es zu verhindern. Mein Wille, Tansul und Vulkan zu vernichten, uferte aus; kein anderer Gedanke hatte mehr in meinem Kopf Platz.

Blaßblau umspülte das Meer die Feuerinsel. Mr. Silver begab sich nach vorn zum Bug der Yacht und suchte mit seinen scharfen Augen die Insel ab.

Aus dem grünen Vegetationsgürtel erhob sich ein zerklüfteter Berg, dessen Spitze vor Tausenden von Jahren mit einem gewaltigen Knall davongeflogen sein mußte.

Dort oben befand sich jetzt jener Krater, aus dem der Fischer Giuseppe Mescari die Lavabestie hochschnellen sah. Der Mann hatte das Ungeheuer genau beschrieben. Ich war in der Lage, es mir in allen scheußlichen Einzelheiten vorzustellen, und es war anzunehmen, daß ich diesem Giganten schon bald von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen würde.

Tansul war so stark, daß er einen Düsenclipper vom Himmel holen konnte, aber er sollte mich nicht unterschätzen. Mr. Silver und ich hatten Erfahrung im Kampf mit dem Bösen.

Der Ex-Dämon wies mich ein. Ich manövrierte die Yacht an eine

Felsennase heran, wir vertäuten das Schiff gewissenhaft, und Vicky Bonney ging als letzte von Bord.

Nun hatten wir Tansuls Insel unter den Füßen. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl. Wir nahmen Vicky Bonney in die Mitte und entfernten uns von der Yacht.

Wußte Tansul, daß er Besuch hatte? Wie würde er darauf reagieren?

Wir tauchten ein in den üppigen Grüngürtel, und ich blickte mich immer wieder argwöhnisch um, denn wir durften uns keine Sekunde lang sicher fühlen.

Mr. Silver aktivierte sein Dämonenradar, um feindliche Impulse rechtzeitig zu orten. Er stellte fest, daß die Feuerinsel geradezu überschwemmt war mit schwarzer Magie.

»Diesmal werden wir es schwer haben«, knurrte er.

Obwohl die Worte nur für ihn bestimmt waren, hörten auch Vicky Bonney und ich sie, und ich ärgerte mich darüber, denn der Ex-Dämon machte meiner Freundin nicht gerade Mut.

»Noch kannst du umkehren«, sagte ich zu ihr.

Sie schüttelte entschlossen den Kopf. »Ich bleibe bei dir.«

Anhänglichkeit ist ja etwas Schönes, aber hier war sie fehl am Platz, doch ich sparte mir die Mühe, Vicky Bonney umzustimmen.

Ich hätte es ja doch nicht geschafft.

Vorsichtig schritten wir durch das Dickicht. Meine Sinne waren in diesen Minuten hellwach. Nichts entging mir. Der Boden unter unseren Füßen war weich und schluckte jeden Schritt. Wir gingen über eine schwarze, fruchtbare Erde.

Dort, wo die Vegetation von Geröll abgelöst wurde, blieb Vicky Bonney unvermittelt stehen. Sie zog die Luft geräuschvoll ein, und ihre Fingernägel gruben sich in meinen Arm.

Was sie sah, hatte ich einen Sekundenbruchteil vor ihr entdeckt, und es war bei Gott kein schöner Anblick.

Wir konnten zwischen den nur noch vereinzelt stehenden Bäumen auf den Hang sehen, der zum Krater hochstieg, und dort – auf dunklem Lavageröll – lag ein grauenvoll zugerichteter Mensch.

Mir war sofort klar, daß es sich bei diesem Mann um ein bedauernswertes Opfer der Satansfalken handelte.

Wieviele Menschen hatten durch sie bereits ihr Leben verloren?

»Bleibt hier«, sagte Mr. Silver, der den Mann ebenfalls entdeckt hatte. »Ich sehe mir den Toten mal an.«

Er eilte zwischen den Bäumen hindurch. Ich sah ihm gespannt nach, während Vicky Bonney ihr Gesicht gegen meine Schultern lehnte.

Mr. Silver erreichte den Toten, beugte sich über ihn und durchsuchte seine Taschen. Ich sah, wie der Ex-Dämon den Hang hinaufblickte und über das Lavageröll stieg.

Es vergingen etwa drei Minuten, dann tauchte der Ex-Dämon wieder

in meinem Blickfeld auf, und ich erkannte, daß er einen Leichnam trug.

Zwei Tote auf der Feuerinsel! Was war geschehen?

Es war nicht mühsam für den kräftigen Hünen, auch den zweiten Körper aufzunehmen. Er lud sich die Toten auf die Schultern und kehrte mit ihnen zu uns zurück.

Vicky Bonney nahm sich zusammen und wandte sich dem Ex-Dämon zu.

»Zwei Engländer«, sagte Mr. Silver. »Tom Ireland und Mel Shannon, so steht es in ihren Papieren.«

»Was um alles in der Welt hatten sie auf der Feuerinsel zu suchen? Wollten sie mal etwas Aufregendes erleben?« sagte ich betroffen.

»Ich fand Vermessungsgeräte in ihren Rucksäcken«, sagte der Hüne.

»Hatten sie die Absicht, die Insel zu vermessen?«

»Scheint so.«

»Diese Unglücksraben. Ausgerechnet diese Insel. Ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als Vulkan die Lavabestie wiedererweckte.«

»Sie können zu dieser Arbeit doch keinen offiziellen Auftrag gehabt haben«, meinte Vicky. »Die italienischen Behörden hätten Landsleute geschickt.«

»Sie können jedenfalls nicht hier liegen bleiben«, sagte Mr. Silver, »deshalb werde ich sie auf die Yacht bringen.«

Wir kehrten alle um, und der Ex-Dämon sprang von der Felsenplatte an Bord.

Er schnellte sich ab, als hätte er keine Last auf den Schultern und überwand die Distanz zur Yacht mühelos, dann ließ er die Leichen sacht herabgleiten und begab sich zum Bug, um die Plane zu holen, die dort zusammengerollt lag.

Als er sie hochhob, vernahm er einen erschrockenen Aufschrei, und seine perlmuttfarbenen Augen weiteten sich verblüfft. Vor ihm lag ein hübsches schwarzhaariges Mädchen.

***

Der Schrei alarmierte Vicky Bonney und mich. Wir sprangen ebenfalls an Bord und sahen, wie Mr. Silver dieses Mädchen unter der Plane hervorholte.

Sie hatte sich darunter versteckt und die Fahrt zur Feuerinsel als blinder Passagier mitgemacht. Ich fragte mich, warum diese kleine Insel auf einmal für so viele Menschen interessant geworden war.

Giuseppe Mescari hatte gesagt, daß all die Jahre kaum jemand seinen Fuß auf die Feuerinsel zu setzen wagte, und nun hatte sie auf einmal regen Zustrom: Tom Ireland, Mel Shannon, dieses Mädchen und der Mann, den die Satansfalken getragen hatten…

Das Mädchen wehrte sich und wollte sich von Mr. Silver losreißen,

doch was der Ex-Dämon einmal festhält, kommt nicht mehr frei, wenn er es nicht will.

Sie starrte ihn mit ihren dunklen Glutaugen wütend an, schlug nach ihm, doch sie erreichte nichts damit. Als Vicky Bonney und ich an Bord sprangen, richtete das Mädchen den Blick auf uns.

Zwangsläufig sah sie auch die beiden übel zugerichteten Leichen.

Sie stieß einen spitzen Schrei aus, wandte das Gesicht ab, und Tränen quollen aus ihren Augen.

Wir traten vor sie. Da ich sicher war, daß sie Italienerin war, sprach ich sie in ihrer Muttersprache an: »Wer sind Sie? Wie ist Ihr Name?«

»Laura Poccani«, kam es kleinlaut über ihre bebenden Lippen. Sie hatte Angst vor uns und zitterte heftig. Dachte sie etwa, wir hätten Tom Ireland und Mel Shannon auf dem Gewissen?

»Was haben Sie auf unserer Yacht zu suchen?« setzte ich das Verhör fort.

»Ich… ich wollte zur Feuerinsel«, stammelte das Mädchen. »Zufällig hörte ich im Hafen, daß Sie auch dieses Ziel hatten und stahl mich heimlich an Bord.«

»Bitte… tun Sie mir nichts!«

Ich war verärgert. »Wofür halten Sie uns? Für Menschenfresser – oder etwa in der Art?«

Sie blickte an mir vorbei auf die Leichen. Ich erklärte ihr, daß wir die beiden Toten auf der Insel gefunden hatten.

Dann wollte ich wissen, welchen Grund sie hatte, die gefährliche Feuerinsel aufzusuchen, und sie erzählte uns unter Tränen ihre ganze Geschichte.

Wir erfuhren, daß sie die Nichte Don Primo Poccanis, des Capo di Capi, war, was sie sich zuschulden kommen ließ, und wie das Urteil ihres Onkels lautete.

Mr. Silver ließ das schluchzende Mädchen los und brummte: »Verdammt strenge Sitten und Gebräuche herrschen bei der Mafia, das muß ich schon sagen.«

»Sie wollten Federico helfen?« fragte Vicky Bonney. »Wie denn? Sie besitzen ja nicht einmal eine Waffe.«

Laura schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Vielleicht hätte ich mich vor Federico gestellt und gesagt: ›Wenn ihr ihn töten wollt, müßt ihr zuerst mich erschießen!‹«

Ich bewunderte den Mut dieses Mädchens. Was sie aus Liebe auf sich zu nehmen bereit war, war großartig.

»Jetzt sind Sie nicht mehr allein«, sagte ich und legte ihr freundlich lächelnd die Hand auf die Schulter. »Sie können mit unserer Unterstützung rechnen.«

Laura sah mich unendlich dankbar an. Dieser Blick machte vieles wieder gut.

»Wir werden tun, was in unserer Macht steht, damit Sie und Ihr Freund die Insel unversehrt verlassen können«, versprach Mr. Silver.

Hoffentlich sind wir nicht zu spät dran, dachte ich noch.

Sekunden später fielen plötzlich Schüsse!

***

Wir wurden mit automatischen Waffen beschossen.

»Deckung!« schrie ich, packte Laura Poccani und riß sie mit mir nieder. Ich warf mich über sie und schützte sie mit meinem Körper, während mir die Kugeln um die Ohren pfiffen.

Unsere Gegner waren zwar nicht unsichtbar, aber dennoch nicht auszumachen, denn sie hockten im Unterholz und ließen dort ihre Maschinenpistolen hämmern.

Vicky Bonney war hinter das Cockpit gesprungen, Mr. Silver stand geduckt neben ihr.

Nach dem Rattern der Waffen zu schließen, hatten wir es mit zwei Gegnern zu tun. Ich sah in der grünen Wand die Mündungsfeuer tanzen und zog meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Wir hatten es garantiert mit Menschen zu tun, und ich fragte mich, ob ich meine geweihten Silberkugeln an sie verschwenden sollte.

Meiner Ansicht nach handelte es sich um das Todeskommando, das Don Primos Befehl ausführen sollte.

Zwei Männer, die Federico Cazzale mit sich führten. Sie mußten mit ihrem Boot an einer anderen Stelle der Insel angelegt haben, und ich konnte mir vorstellen, daß sie in diesen Augenblicken etwas konfus waren.

Sie entdeckten unsere Yacht, auf der sich Laura Poccani befand.

Mußte das für sie nicht heißen, daß die Nichte des Don ausgerückt war und sich Unterstützung verschafft hatte, um Federico Cazzale aus der Klemme zu helfen?

Durch diese Rechnung wollten die beiden Mafiosi dem Mädchen einen dicken Strich machen.

Aber wie stellten sie sich den Ausgang dieses Kampfes vor? Wenn sie Don Primos Nichte töteten, kamen sie in Teufels Küche. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie sich die Sache reiflich überlegt hatten.

Sie sahen uns und handelten, diese Heißsporne. Überlegen würden sie erst hinterher. Das war eben die italienische Mentalität.

Ich schoß zurück. An Reservekugeln mangelte es mir nicht. Die Männer im Unterholz wechselten ihre Position. Äste knackten, Zweige peitschten.

Ich schob Laura vorsichtig hinter mich. »Behalten Sie Ihren Kopf unten«, riet ich ihr. »Vicky! Kümmere dich um sie!«

Laura kroch hinter das Cockpit. Die Maschinenpistolen bellten wieder, und eine heiße Garbe trommelte gegen die Aufbauten. Ich

zielte auf die roten Feuerblumen, die hinter einem blühenden Oleanderstrauch immer wieder aufzuckten, und zog den Stecher durch.

Drüben gellte ein Schrei auf, und dann war mir; als hörte ich den dumpfen Aufschlag eines Körpers. Aber der Mann, den meine Kugel umgestoßen hatte, blieb nicht liegen.

Er sprang sofort wieder auf und feuerte noch wilder zu uns herüber.

»Wir müssen ihnen das abstellen!« zischte Mr. Silver.

»Okay, Junge, nehmen wir ihnen ihr Kriegsspielzeug weg!« sagte ich.

»Ich lenke sie ab.«

»Einverstanden, und dann nehmen wir sie in die Zange.«

Der Ex-Dämon eilte davon, ich wartete. Mit einem röhrenden Kampfschrei sprang Mr. Silver an Land. Er erschreckte die Mafioso damit so sehr, daß sie sich ein Stück zurückzogen und ihr Feuer auf den Hünen konzentrierten.

Ich brauchte um den Ex-Dämon keine Angst zu haben. Da er kein Mensch war, konnten ihn die Gangsterkugeln nicht töten. Während die Verbrecher in Mr. Silvers Richtung feuerten, konnte ich gefahrlos von Bord gehen.

»Paß gut auf Laura auf!« zischte ich zuvor noch schnell meiner Freundin zu. »Bleibt auf der Yacht!«

»In Ordnung, Tony!«

Mit einem kraftvollen Sprung beförderte ich mich zum Felsenplateau hinüber. Einem der beiden Mafioso fiel das auf, er schwenkte sogleich die MPi und nahm mich unter Beschuß.

Die Einschläge hackten in einer geraden Linie auf mich zu. Ich hechtete nach rechts, rollte ab, kam auf die Beine und rannte geduckt um mein Leben, während die Killerkugeln hinter mir herrasten.

Noch ein Sprung. Ich landete in einer Mulde auf weicher Erde, und die Geschosse strichen haarscharf über meinen Kopf hinweg.

Nun robbte ich wie ein Indianer auf Büsche und Bäume zu, tauchte ein in das Gewirr aus Blättern und Zweigen und war für die Gangster nicht mehr zu sehen.

Jetzt konnte ich es mir erlauben, aufrecht zu gehen. Es gab genug Bäume, die mir Deckung boten. Ich beschrieb einen Bogen, schwenkte nach links und strebte auf die Mafiosi zu.

Plötzlich stieß ich mit der Schuhspitze gegen etwas Weiches. Ein Körper! Ich zuckte zurück und brachte den Diamondback in Anschlag, aber das war nicht nötig, denn der Mann regte sich nicht.

Noch ein Toter! schoß es mir heiß durch den Kopf.

***

Laura klammerte sich zitternd und schluchzend an Vicky Bonney.

»Ich… ich habe Angst.«

»Die Gangster werden nicht an Bord kommen«, versicherte ihr das blonde Mädchen. »Mr. Silver und Tony werden ihnen das Handwerk legen.«

»Ich fürchte nicht um mich, sondern um Federico«, gestand Laura gepreßt. »Vielleicht… haben sie ihn bereits ermordet … Oh, Madonna …!«

»Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, Laura«, versuchte ihr Vicky Bonney Mut zu machen. »Wenn diese Männer gerade erst angekommen sind, lebt er wahrscheinlich noch. Er soll vermutlich im Krater verschwinden. Denken Sie, die Killer schleppen sich mit ihm ab? Er muß selbst zur Spitze des Berges hinaufgehen.«

Laura schüttelte verzweifelt den Kopf. »Warum müssen Menschen so grausam sein, Signorina Bonney? Sogar mein eigener Onkel… Er ist der Schlimmste von allen … Viele Jahre liebte ich ihn und hielt ihn für einen ehrbaren, großartigen Menschen. Er war immer so gut zu mir, aber nun kenne ich sein zweites Ich, und deshalb hasse und verachte ich ihn. Er ist ein herzloser Teufel, für den ein Menschenleben nicht den geringsten Wert hat. Nie hätte ich gedacht, daß ich mir einmal wünschen würde, er wäre tot.«

Die Italienerin wischte sich mit dem Handrücken die Tränen von den blassen Wangen.

Auf der Insel verlagerte sich das Kampfgeschehen, so daß es Vicky Bonney wagen konnte, sich aufzurichten.

Laura wollte sich ebenfalls erheben, doch Vicky sagte schnell: »Sie bleiben besser noch unten.«

Das blonde Mädchen holte die Kunststoffplane und deckte Ireland und Shannon zu. Die beiden Toten waren bei Gott kein schöner Anblick.

»Was werden Sie tun, wenn Sie Federico wiederbekommen?« fragte Vicky die Nichte des Don.

»Ich werde mit ihm Italien verlassen.«

»Und wohin wollen Sie gehen?«

»Das weiß ich noch nicht. Was ist am weitesten von Sizilien entfernt? Australien? Dann gehe ich mit Federico dorthin.«

»Werden Sie Ihren Vater wissen lassen, wohin es Sie verschlug?«

»Bestimmt nicht in den nächsten fünf Jahren. Später – vielleicht.«

»Sie werden eine Starthilfe brauchen. Ich denke, ich kann es arrangieren, daß Sie sie bekommen.« Vickys erster Gedanke war Tucker Peckinpah, dessen phänomenale Verbindungen selbstverständlich auch nach Australien reichten.

Aber dann traf sie die Erkenntnis.

Konnte man mit Peckinpah denn noch rechnen?

***

Schon wieder eine Leiche. Zum Henker, das war keine Feuerinsel, sondern eine Toteninsel! Mich packte die Wut. Ich steckte den Colt ins Leder und ließ mich neben dem Reglosen auf die Knie fallen.

Ich berührte ihn und stellte fest, daß er noch warm war. Vor meinem geistigen Auge setzte sich sofort ein Bild aus Puzzleteilchen zusammen.

Die beiden schießwütigen Gangster… Dieser Mann, der sich nicht mehr rührte … Er war noch keine 30. Ich war mir sicher, daß ich Federico Cazzale vor mir hatte, und ich fragte mich, wie ich Laura beibringen sollte, daß der Mann, den sie liebte und den sie retten wollte, nicht mehr lebte.

Sie wird seelisch zusammenbrechen, dachte ich, während ich Cazzale, den Faustschläge übel zugerichtet hatten, nach einer tödlichen Verletzung untersuchte.

Er wies keine auf – und er war auch nicht tot. Mein Herz tat einen Freudensprung, als der Italiener tief seufzte und die Augen aufschlug.

Er lebte! Cazzale lebte! Das freute mich ehrlich.

Die Mafiosi mußten ihn mit einem Schlag niedergestreckt haben, bevor sie uns angriffen. Jetzt schaute er mich verwirrt an, hatte seine fünf Sinne noch nicht beisammen. Als in seinem Innern dann aber wieder einigermaßen Ordnung herrschte, setzte er sich mit einem jähen Ruck auf.

»Wer…?«

Weiter kam er nicht, denn ich legte ihm blitzschnell die Hand auf den Mund und machte: »Pst!«

Dann raunte ich ihm zu, wer ich war, daß ich mich nicht allein auf der Feuerinsel befand, und was im Gange war. Seine Augen starrten mich groß und ungläubig an.

Er wollte mir nicht abkaufen, daß Laura auch hier war. Er konnte nichts sagen, denn ich hielt ihm immer noch den Mund zu. Es war nicht nötig, daß er redete; ich erkannte auch so, daß er mich für einen Lügner hielt.

»Werden Sie still sein, wenn ich meine Hand von Ihrem Mund nehme?« fragte ich.

Er nickte.

»Vertrauen Sie mir?«

Diesmal nickte er nicht, er war vorsichtig.

»Ich bin ihr Freund«, sagte ich und ließ ihn los.

»Wo ist Ihre Yacht?« fragte er schnell.

Ich wies in die entsprechende Richtung und erklärte, daß er dort auch Laura finden würde, dann half ich ihm auf die Beine und schickte ihn los.

Kaum war er hinter Büschen und Bäumen verschwunden, da rissen mich peitschende Schüsse in das Kampfgeschehen zurück.

Ich angelte den Colt wieder aus dem Leder und rannte los. Ich hasse nicht nur Dämonen, sondern auch jede Art von Verbrechen.

Mein Gerechtigkeitssinn ist sehr stark ausgeprägt. Vielleicht faßte ich deshalb in jungen Jahren den Entschluß, Polizist zu werden, und ich stieg die Karriereleiter bis zum Inspektor hinauf, bevor ich auf Privatdetektiv für Horror-Sonderfälle umsattelte.

Die Mafiosi sollten nun meinen Zorn zu spüren bekommen. Sie hatten sich auf die Feuerinsel gewagt, um hier – gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit – einem Menschen das Leben zu nehmen, und dafür würden ihnen Mr. Silver und ich jetzt die Rechnung präsentieren.

Ich hetzte durch das verfilzte Unterholz. Dorniges Schlinggewächs krallte sich in meine Hosenbeine und wollte mich zu Fall bringen, doch ich riß mich immer wieder, los und preschte weiter.

Etwa zehn Meter von mir entfernt sah ich einen der beiden Verbrecher. Er wechselte soeben das Magazin, lehnte sich an den Baum, der hinter ihm aufragte, und jagte eine neue Salve in Mr. Silvers Richtung.

Die Kugeln hackten in dicke Baumstämme, fetzten die Rinde auf, rissen lange Holzsplitter heraus. Ich legte die halbe Distanz zurück, ohne daß der Mann mich bemerkte.

Das Rattern seiner Waffe war so laut, daß er die Geräusche nicht hörte, die ich verursachte. Doch plötzlich nahm er mich aus den Augenwinkeln wahr, zerbiß einen italienischen Fluch zwischen den Zähnen und kreiselte herum.

Er zwang mich, schneller abzudrücken als er. Mein Colt krachte, und der Mafioso stieß einen gurgelnden Laut aus. Die MPi entfiel seinen Händen, und er faßte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an die Schulter.

Blut sickerte zwischen seinen Fingern hervor, und ich sah, daß er an der Hüfte ebenfalls verletzt war. Das war auch ein Andenken an Tony Ballard. Zwei Narben würden ihn an mich erinnern, solange er lebte.

Namenloser Zorn glühte in seinen Augen, und ich hatte den Eindruck, daß er sich auf mich stürzen wollte, obwohl ich einen Revolver in der Faust hielt.

»Laß das lieber sein, Junge!« warnte ich ihn mit schmalen Augen.

»Du verdammter Idiot!« schrie der Gangster mich an. »Du stellst dich gegen Don Primo! Das überlebst du nicht!«

»Laß das meine Sorge sein.«

Hinter dem Verletzten tauchte der zweite Mafioso auf. Schweißnaß war sein Gesicht, und er riß und rüttelte am Schloß seiner Waffe herum. Offensichtlich funktionierte sie nicht mehr.

Vielleicht hatte Mr. Silvers Magie dafür gesorgt, daß sie klemmte.

Er war dazu in der Lage. Jetzt brach der Hüne wie ein Berserker

durch die Büsche und stürzte sich auf den Gangster.

Der Mann drehte die Maschinenpistole um, packte sie mit beiden Händen am Lauf und verwendete die Waffe als Keule, mit der er auf Mr. Silver einschlug.

Der Ex-Dämon hob den linken Arm und fing die MPi ab. Seine Finger schnappten zu, er riß dem Verbrecher die Waffe aus den Händen und schleuderte sie hinter sich.

Dann traf den Mann ein fürchterlicher Faustschlag, der ihn von den Beinen riß. Groggy blieb er liegen. Seine Reflexe funktionierten nicht mehr.

Es würde einige Zeit dauern, bis er diesen gewaltigen Niederschlag verdaut hatte.

Ich trat an »meinen« Gangster heran und befahl ihm mit schneidender Stimme: »Umdrehen!«

Der Mafioso gehorchte. »Wer seid ihr?« wollte er wissen.

Ich nannte ihm unsere Namen.

»Ausländer«, sagte der Mann verächtlich und spuckte aus. »Deshalb wißt ihr nicht, wie mächtig Don Primo ist! Aber diese Unwissenheit entschuldigt gar nichts, Ballard! Don Primo Poccani wird euch jagen bis ans Ende der Welt! Ihr seid des Todes!«

Ich fädelte seinen Gürtel aus den Schlaufen und band ihm damit die Hände auf den Rücken. Der Mann stöhnte auf. Die beiden Verletzungen schmerzten ihn.

Ich hatte kein Mitleid. Er würde nicht zugrunde gehen. Er hatte nur bekommen, was er herausforderte.

Endlich kam der Kerl, den Mr. Silver niedergeschlagen hatte, auf die Beine. Er wankte, und sein Blick war noch glasig. Ehe er begriff, was passierte, hatte ich ihn auf die gleiche Weise gefesselt wie seinen Komplizen.

»Abmarsch!« kommandierte ich und stieß die Mafiosi vor mir her.

Ich hatte eine glänzende Idee.

Wenn wir die Gangster auf die Yacht brachten, könne Vicky Bonney mit ihnen, mit den beiden Toten und mit Laura und Federico abdampfen. Damit schlug ich gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe und brachte Vicky elegant von der Feuerinsel weg.

Die Mafiosi stolperten vor Mr. Silver und mir durch den Grüngürtel der Insel. Der Ex-Dämon grinste mich an.

»Du bist wirklich ein schlaues Kerlchen, Tony.«

»Du hast mal wieder in meine Gedanken hineingeschnüffelt, was?«

»Ich hoffe, du kannst mir verzeihen.«

»Und wie findest du meine Idee?«

»Sie könnte von mir sein. Ich machte mir auch Sorgen um Vicky. Nun hat sie eine Aufgabe, die sie fernab von der Feuerinsel erledigen muß.«

»Sie soll sich an die Polizei wenden, damit man sich um die Toten und um die beiden Mafiosi kümmert.«

»Und wir machen indessen hier weiter«, sagte der Ex-Dämon und zog grimmig die Silberbrauen zusammen.

Wir erreichten die Yacht. Federico Cazzale hielt Laura in seinen Armen. Es hatte den Anschein, als wollte er sie nie mehr loslassen.

Wenn das Wort »unzertrennlich« bildlich dargestellt werden sollte, konnte es nicht deutlicher geschehen.

Die gefesselten Mafiosi sprangen auf mein Geheiß an Bord. Der schwitzende Mann, den Mr. Silvers Faust gefällt hatte, schrie mit haßverzerrtem Gesicht: »Denkt ihr, die Sache ist für euch gelaufen? Einen Dreck ist sie das! Don Primos Rache wird euch dennoch treffen!«

»Halt den Mund, Aldo Varese!« herrschte ihn Cazzale an. »Für dich ist es mit dem Sprücheklopfen vorbei! Du kommst ins Zuchthaus!«

Wir erfuhren von Cazzale, daß Varese persönlich vom Don mit der Liquidierung betraut worden war. Da die Sache schiefgegangen war, fühlte sich Varese mehr als unwohl. Aus verständlichem Grund: Versager wurden von der Mafia auf die schwarze Liste gesetzt.

»Auf den Boden!« knurrte Mr. Silver Varese und seinen Komplizen an.

Die Mafiosi hockten sich nieder. In Aldo Varese brodelte eine unbändige Wut, aber er sah keine Möglichkeit, das schlechte Blatt zu wenden.

Und wenn ihm das nicht gelang, war sein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Zorn und Furcht erhöhten seinen Schweißfluß. Der Mann schien sich in Wasser aufzulösen.

Federico Cazzale grinste ihn breit an. »Du bist erledigt, Varese, und du weißt es auch!«

»Ihr kommt nicht ungeschoren davon, Cazzale, das schwöre ich dir!« keuchte Aldo Varese. »Du kriegst noch, was dir zusteht, und diese Leute, diese verdammten Ausländer auch!«

Ich nahm Vicky Bonney zur Seite. Das blonde Mädchen nickte und sagte: »Ich weiß, was du sagen willst, Tony.«

»He, kannst du auf einmal auch Gedanken lesen?«

»Es war dir von Anfang an nicht ganz recht, daß ich zur Feuerinsel mitkomme.«

»Tja, ich…«

»Deshalb paßt es dir jetzt sehr gut in den Kram, daß diese Gangster auftauchten. Es befinden sich zwei Leichen an Bord dieses Schiffes, und Laura Poccani und Federico Cazzale müssen in Sicherheit gebracht werden.«

»Du bist ein kluges Mädchen.«

Vicky seufzte. »Na schön, ich verlasse die Insel mit diesen Leuten,

aber du mußt mir versprechen, daß du auf dich aufpaßt.«

»So, als wärst du bei mir«, sagte ich schmunzelnd. »Wende dich an die Polizei in Palermo, übergib ihnen die Toten und die beiden Mafiosi, und verstecke vorläufig Laura und Federico. Wir werden uns ihrer annehmen, wenn alles vorbei ist. So – und nun darfst du mir Glück wünschen.«

Vicky gab mir einen Kuß, und ich spürte immer noch das angenehme Brennen ihrer Lippen auf meinem Mund, als sie sich längst von mir gelöst hatte.

Sie war ein einmaliges Mädchen – in jeder Beziehung.

Und ich war froh, daß ich sie aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich manövrieren konnte, denn der Dunstkreis des Magier-Dämons bestand aus Grauen und Tod.

Wir gingen von Bord; Mr. Silver machte die Leinen los und warf sie auf das Deck. Ich hatte keine Angst um Vicky Bonney. Die gefesselten Gangster vermochten ihr nichts anzuhaben, und von Laura Poccani und Federico Cazzale hatte sie nichts zu befürchten.

Ich hoffte, Vicky bald wiederzusehen. Wir würden uns dann gemeinsam überlegen, wie wir dem Pärchen helfen konnten. Es würde sich mit Sicherheit ein Weg finden, den beiden ein gemeinsames Leben in Frieden zu sichern.

»So, Freund, nun sind wir allein«, sagte Mr. Silver und wandte sich mir zu. »Jetzt beginnt der Ernst des Lebens.«

***

Momo Castaglieri wußte weder aus noch ein. Er befand sich in einer fatalen Lage. Vorhin war er noch betrunken gewesen, doch jetzt war er stocknüchtern, und der Angstschweiß perlte von seiner Stirn.

Ich hätte den Mund halten sollen! dachte Castaglieri. Wenn ich ihr nicht erzählt hätte, was mit Federico Cazzale passieren wird, wäre sie noch hier, und mein Schädel wäre unversehrt.

Mann, Laura hatte ganz schön kräftig zugeschlagen. Der Blackout des Mafioso dauerte lange, und als er das Bewußtsein wiedererlangte, und merkte, daß Laura nicht mehr im Haus war geriet er in helle Panik.

Der Gangster konnte sich in seinen schrecklichsten Träumen nicht ausmalen, was der Don mit ihm anstellte, wenn er nach Hause kam und seine Nichte nicht antraf.

»Ich kann auf das höchste Gebäude von Palermo klettern und mich in die Tiefe stürzen«, ächzte Momo Castaglieri.

Nachdem er sein Gesicht in eiskaltes Wasser getaucht hatte, waren seine Lebensgeister wieder voll da, und sie machten ihm alle klar, daß er ein Todeskandidat war – es sei denn, es gelang ihm, Laura zurückzuholen.

Während sein Herz bange gegen die Rippen trommelte, überlegte er,

wie er die große Gefahr von sich abwenden konnte. Don Primo durfte von der Sache nichts erfahren.

Das bedeutete, daß Castaglieri die meisten Mafiosi von vornherein ausklammern konnte. Sie würden ihm zwar helfen, hinterher aber nicht schweigen.

Er brauchte die Unterstützung von Männern, die anschließend dichthielten. Von der Sorte gab es leider nicht viele, und die Zeit drängte.

»Alberto!« sagte Castaglieri und boxte mit der geballten Rechten in die offene Linke. »Alberto Gaspari! Er wird mir helfen und schweigen. Er schuldet mir Dank.«

Castaglieri eilte zum Telefon und wählte die Nummer des Freundes. Während es am anderen Ende der Leitung läutete, nagte der Mafioso ungeduldig an der Unterlippe.

Wenn Alberto nicht zu Hause war… Castaglieri biß fester zu und spürte den süßlichen Geschmack von Blut im Mund.

Endlich meldete sich Gaspari am anderen Ende des Drahtes. Seine Stimme klang ungehalten. Castaglieri schien ihn gestört zu haben.

»Ich bin es: Momo.«

»Was willst du?« fragte Gaspari.

»Ich brauche deine Hilfe, amico.«

»Muß das ausgerechnet heute sein? Du weißt, wie lange ich vergeblich hinter Rossana her war. Heute gab sie endlich nach…«

»Du immer mit deinen Weibergeschichten!« schrie Momo Castaglieri wütend. »Du wirst dich gefälligst anziehen und mir helfen. Ich stecke in einer verdammten Klemme!«

»Wenn ich Rossana nach Hause schicke, wird sie mir das nie verzeihen.«

»Das interessiert mich nicht, Alberto. Es geht um meinen Kopf. Du schuldest mir etwas.«

Alberto Gaspari wand sich. »Ich weiß, aber…«

»Als ich dir meine Hilfe anbot, hast du dich nicht so geziert!«

schrie Castaglieri nervös. »Vergiß nicht, ich habe dich in der Hand. Ich kann dir immer noch ein Bein stellen, dann fällst du auf die Schnauze.«

Gaspari lachte blechern. »Aber Momo, das würdest du doch nicht tun, wir sind schließlich Freunde.«

»Sind wir das wirklich, Alberto?«

»Aber ja.«

»Dann beweise es. Wir treffen uns in einer halben Stunde in der Via Brescia.«

»Na schön, und darf ich erfahren, wobei ich dir helfen soll?«

Castaglieri nannte ihm sein Problem, und Alberto Gaspari stieß einen dünnen Pfiff aus.

»Ich rechne mit deiner Verschwiegenheit, Alberto.«
»Meine Güte, Momo, weißt du, was du von mir verlangst?«
»Nicht mehr, als ich schon für dich getan habe.«
»Wenn die Sache schiefgeht…«
»Hängen wir beide am selben Galgen. Wir sind doch Freunde«, sagte Castaglieri und legte auf.
Als nächsten rief er Nino Bozzi an. Ihn brauchte er nicht erst lange weichzureden. Nino war ein großer Schweiger, ein Mann, der nicht viel redete, sondern mehr handelte.
Er war Castaglieri zugetan wie einem Bruder; sie kannten einander seit frühester Jugend, waren zusammen aufgewachsen und gemeinsam in die Dienste der Cosa Nostra getreten.
Nino erklärte sich sofort bereit, den Freund zu unterstützen.
Momo Castaglieri ließ den Hörer aufatmend auf die Gabel fallen.
Es war noch lange nichts gewonnen, dennoch fühlte der Mafioso eine gewisse Erleichterung.
Er redete sich ein, die drohende Katastrophe noch von sich abwenden zu können, doch er glaubte nun nicht mehr, daß es ihm gelingen würde, Laura zurückzuholen, bevor Don Primo heimkehrte.
Aber ihm fiel eine Ausrede ein, bei der Laura allerdings mitspielen mußte. Er würde dem Don sagen, Laura habe ihn angefleht, ein bißchen in der Stadt Spazierengehen zu dürfen, und ihre Bitten hätte sein Herz erweicht.
So wäre er mit dem Mädchen durch Palermo gegangen und sie anschließend wohlbehalten nach Hause gebracht.
»Sie muß mitmachen«, murmelte Castaglieri düster. »Sie muß, denn wenn Don Primo erfährt, daß sie ausgerückt war, bestraft er auch sie.«
Der Mafioso verließ das Haus, traf sich mit Nino Bozzi und Alberto Gaspari und begann mit dem Job, der nicht schiefgehen durfte.

***

Die Yacht entfernte sich von der Insel. Wir wandten uns um und tauchten abermals ein in den dichten, üppigen Grüngürtel, aus dem der kahle Monte Fuoco emporragte.
Unser Ziel war der Krater. Ich war gespannt, was uns dort oben erwartete. Würden wir das Wrack von Tucker Peckinpahs Jet sehen?
Würden wir Tansul, der Lavabestie, gegenüberstehen?
Und Vulkan? Lebte er in diesem gewaltigen Feuerberg?
Mr. Silver bahnte sich einen Weg durch die verfilzte Vegetation.
Ich folgte ihm und hoffte, daß wir auf keine weiteren Leichen stießen.
Gespannt hielt ich Ausschau nach etwaigen Feinden. Bei einem Mitglied der Grausamen 5, einem starken Vertreter der schwarzen Macht also, mußte man mit allen Tücken rechnen.

Wir erreichten die Stelle, wo Vicky und ich auf Mr. Silvers Rückkehr gewartet hatten. Gemeinsam traten wir zwischen den Bäumen hervor, und ich hob den Kopf, um den Lavahang des Feuerbergs hinaufzuschauen.

Plötzlich ging ein dumpfes Rumoren durch die Insel. Das Beben übertrug sich auf Mr. Silver und mich, und wir rechneten mit einem Ausbruch des wieder aktiv gewordenen Vulkans, aber etwas anderes passierte.

Schwarzgrüne, riesige Krallenhände klammerten sich an den Kraterrand. Jene Hände, mit denen Tansul das Flugzeug vom Himmel gerissen hatte.

Die Lavabestie zog sich langsam hoch, und dann präsentierte sie sich uns zum erstenmal in ihrer ganzen Scheußlichkeit. Ich hatte so ein gewaltiges Ungeheuer noch nie gesehen, kam mir dagegen winzig klein vor.

Selbst Mr. Silver, der Hüne, wirkte gegen Tansul wie ein zierlicher Zinnsoldat. Breit und bedrohlich ragte das Scheusal aus dem Krater des Monte Fuoco.

War es ein Widderschädel, den Tansul auf seinen Schultern trug?

Die geschraubten Hörner paßten dazu, nicht aber die fürchterlichen Zähne in seinem Maul.

Tansul war aufgetaucht und starrte uns mit seinen weißglühenden Augen an…

***

Vicky Bonney steuerte die Yacht und kümmerte sich um nichts anderes. Sie hatte Federico Cazzale ihre vierläufige Derringer-Pistole gegeben, obwohl Aldo Varese und der andere Mafioso ja gefesselt waren, und Lauras Freund behielt die Gangster ständig im Auge.

Man hatte ihn brutal zusammengeschlagen, und er hätte Gelegenheit gehabt, sich dafür zu revanchieren, doch er wollte nicht gleiches mit gleichem vergelten. Es widerstrebte ihm, einen wehrlosen Menschen zu schlagen.

Genau genommen eignete er sich überhaupt nicht als Mitglied der Ehrenwerten Familie. Er hatte keine Verbrecherseele und war bisher auch nur für Botengänge herangezogen worden. Oder er durfte den Wagen irgendeines bekannten Mafioso lenken, wenn dieser geschäftlich in Palermo zu tun hatte.

Große Aufgaben übertrug man Federico Cazzale nicht, denn man hielt ihn nicht dafür geeignet. Er gehörte zu denen, die die Mafia auch wieder aussteigen ließ, wenn sie keine Lust mehr hatten, für sie zu arbeiten, denn sie waren unwichtig und leicht zu ersetzen.

Jene, die die Rangleiter hochkletterten, wurden als Geheimnisträger angesehen, deshalb durften sie sich ein Leben lang nicht von der Cosa

Nostra trennen.

Aldo Varese schimpfte und wetterte.

Cazzale lachte ihn aus. »Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß du hinter Schloß und Riegel wanderst!«

»Deine Freude wird nicht von langer Dauer sein!« knurrte Varese.

»Du rechnest doch nicht etwa damit, daß Don Primos Anwälte dich rausholen. Das werden sie nicht schaffen, denn wir alle werden gegen dich aussagen.«

»Du wagst dich nicht vor Gericht. Don Primo würde dich von Scharfschützen abknallen lassen.«

»Es wird auch Don Primo an den Kragen gehen.«

»Du Irrer! Du Phantast! Don Primo kann keiner packen, das solltest du wissen! Das wissen alle!« Schweiß tropfte von Vareses Augenbrauen, und er leckte sich nervös die Lippen. »Hör zu, Cazzale: Wenn du es auch nicht wahrhaben willst, wir stecken alle in einer gottverdammten Klemme. Don Primo ist sauer auf mich, weil ich dich nicht ins Jenseits befördert habe, und er ist sauer auf Laura und dich, weil ihr nicht voneinander lassen wollt. Wenn man es genau betrachtet, sitzen wir im selben Boot.«

»Auf derselben Yacht«, sagte Cazzale grinsend.

»Laß die blöden Witze«, knurrte Varese, »dazu ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt. Unser beider Problem heißt Don Primo Poccani, deshalb sollten wir versuchen, es gemeinsam zu lösen.«

Federico Cazzale sagte: »Laß mal hören, wie du dir das vorstellst.«

»Geh auf nichts ein!« stieß Laura besorgt hervor.

»Das tu' ich sowieso nicht. Ich hör's mir nur mal an. Ganz unverbindlich.«

»Er wird versuchen, uns hereinzulegen«, warnte Laura ihren Freund.

»Er hat keine Chance«, behauptete Cazzale, dessen gutes Aussehen man zur Zeit nur erahnen konnte. Quasimodo, der Glöckner von Notre Dame, war gegen ihn ein Adonis.

»Wenn wir nach Palermo fahren, rollt dein Kopf«, sagte Aldo Varese zu Cazzale. »Und meiner auch.«

»Das ließe sich vermeiden, wenn du uns freilassen würdest.«

»Du denkst wohl, ich bin bescheuert.«

»Hör zu, hör doch zu, Cazzale!« sagte Varese eindringlich. »Wir könnten uns arrangieren. Du läßt uns frei, und wir helfen dir, mit Laura unterzutauchen. Don Primo erhält von mir die Meldung, daß wir dich auf der Feuerinsel abserviert haben. Wo Laura hingekommen ist, wissen wir nicht. Ich habe Freunde in Griechenland und in der Türkei. Sie würden euch bei sich aufnehmen, ihr wärt bei ihnen in Sicherheit. Was sagst du dazu, Cazzale?«

»Du traust ihm doch nicht, Federico!« sagte Laura schnell.

»Sei still, Laura!« fuhr Varese sie an. »Das ist ein Gespräch unter

Männern. Na, wie ist's, Cazzale? Noch ist Zeit für die einzige richtige Entscheidung.«

Vicky Bonney hatte alles mitgehört und wandte sich nun zu dem auf dem Boden sitzenden Gangster um. »Denken Sie im Ernst, daß ich dabei mitspielen würde?«

Varese bleckte die Zähne. »Wenn Cazzale mit meinem Vorschlag einverstanden ist – und wenn er vernünftig ist, akzeptiert er ihn –, können Sie überhaupt nichts machen, denn Sie haben ihm Ihre Pistole gegeben.«

»Ich würde niemals zulassen, daß ihr Signorina Bonney etwas antut!« rief Laura Poccani leidenschaftlich aus. »Federico, sag ihm endlich, daß du nicht das geringste von seinem Vorschlag hältst! Federico!«

»Hör nicht auf Laura!« versuchte Varese den jungen Mann auf seine Seite zu ziehen. »Du bist ein Mann, du weißt besser als sie, was richtig ist. Weiber lassen sich stets von Gefühlen leiten. Wir Männer gebrauchen unseren Kopf.«

»Du hättest ihn schon lange gebrauchen sollen, Varese«, sagte Cazzale kalt, »dann befändest du dich heute nicht in dieser miesen Lage.«

»Ich hoffe nicht, daß du mir auf diese Weise schonend beibringen möchtest, daß du meinen Vorschlag ablehnst. Du wärst verrückt, wenn du das tun würdest. Es ist die einzige Chance, die wir alle haben. Du weißt nicht, wozu Don Primo in seinem Zorn fähig ist, aber ich kenne ihn. Er macht uns alle kalt. Alle! Sogar Laura, wenn ihn die Wut übermannt!«

»Gib dir keine Mühe, Varese«, sagte Cazzale. »Du kannst mich zu nichts überreden, denn ich traue dir nicht. Du bist ein falscher Hund. Außerdem brauchen wir deine Hilfe nicht…«

»Und wie ihr die braucht!«

»Wir werden anderswo Hilfe bekommen.«

»Etwa von diesen Engländern? Menschenskind, du hast sie nicht alle! Ballard, Silver, Miß Bonney… Don Primo schnippt nur einmal mit dem Finger, und sie sind mausetot!«

»Es ist zwecklos, Varese«, sagte Federico Cazzale und wandte sich um.

Ein Motorboot kam ihnen entgegen, und Augenblicke später glaubte Laura Poccani, der Schlag würde sie treffen, denn dieses Boot wurde von Momo Castaglieri gesteuert.

Das schwarzhaarige Mädchen krallte sich an Federico Cazzale fest und flüsterte: »Jetzt sind wir verloren!«

***

Momo Castaglieri raste mit seinen Freunden aus dem Hafen von Palermo. Laura Poccani würde nichts unversucht lassen, um Cazzale

das Leben zu retten. Sie wußte, wo Cazzale sterben sollte und würde sich gleichfalls auf die Feuerinsel begeben, also mußte Castaglieri ebenfalls dorthin.

Als Alberto Gaspari hörte, daß er höchstwahrscheinlich die Feuerinsel betreten mußte, wurde er bleich. Er war kein Feigling, aber sein Mut hatte Grenzen, und bei mysteriösen Dingen stellten sich immer seine Nackenhärchen quer.

Er war sehr abergläubisch, betrat nachts niemals einen Friedhof und trug stets eine Hasenpfote bei sich, die ihm Glück bringen sollte.

Zumeist hing sie an einer Lederschnur um seinen Hals. Er legte sie nur ganz selten ab, und wenn er sie ab und zu mal nicht bei sich hatte, fühlte er sich hundeelend.

So wie jetzt…

Er war mit Rossana zusammen gewesen, diesem rassigen Mädchen, dessentwegen er schon viele schlaflose Nächte gehabt hatte.

Nie wollte Rossana etwas von ihm wissen, sie spielte nur mit ihm, und er verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihr.

Heute hatte sie endlich seinem beharrlichen Drängen nachgegeben und war mit ihm in seine Wohnung gegangen. Er hatte die störende Hasenpfote abgelegt – und prompt hatte das Unglück seinen Lauf genommen.

Momo Castaglieri hätte keinen ungünstigeren Moment für seinen Anruf erwischen können. Gaspari fühlte sich von seinem Freund so sehr unter Druck gesetzt, daß er nachgeben mußte.

Ob Rossana noch einmal zu ihm in die Wohnung kommen würde, bezweifelte er. Er schickte sie nach Hause und war so durcheinander, daß er ohne die Glückspfote wegging.

Und nun befand er sich zu allem Überfluß auch noch auf dem Weg zu dieser verfluchten Feuerinsel, die – wenn man den unheimlichen Geschichten glauben konnte – vom Teufel persönlich ins Meer gesetzt worden war.

Momo Castaglieri ließ ihn nicht umkehren, und er war davon überzeugt, daß ihm der Freund damit das Grab geschaufelt hatte.

Eine Yacht kam ihnen entgegen; sie wurde von einem hübschen blonden Mädchen gesteuert. Aber die Kleine war nicht allein an Bord. Momo Castaglieri lachte auf einmal das Herz.

»Glück muß man haben, schön braucht man nicht zu sein, amici!«

rief er übermütig aus. »Seht nur, wer sich auf der Yacht befindet! Ich habe wiedergefunden, was ich verlor!«

***

Aldo Varese reckte den Hals. Als er sah, wer sich auf dem anderen Motorboot befand, überschlugen sich in seinem Kopf die Gedanken.

Welche Folgen hatte diese Begegnung auf dem Meer für ihn?

Würde es möglich sein, sich mit Momo Castaglieri zu arrangieren?

Durfte er sich über diese Wende freuen? Wahrscheinlich. Castaglieri war ein vernünftiger Bursche.

Varese rechnete damit, daß sich das Blatt für ihn nun doch noch zum Guten wenden würde und drückte Momo Castaglieri die Daumen.

Möge dir gelingen, was du vorhast, amico. Danach werden wir reden und uns einigen. Ich bin sogar bereit, mich mit einer schönen runden Summe erkenntlich zu zeigen.

Er kippte grinsend zur Seite, und sein verletzter Komplize folgte seinem Beispiel. Nun brauchten sie nur noch zu warten. Momo und seine Freunde waren mit Sicherheit besser bewaffnet als Federico Cazzale, der nur diese lächerliche Derringer-Pistole in der Hand hielt.

»Signorina Bonney!« schrie Cazzale heiser. »Das sind Mafiosi! Sie müssen versuchen, sie abzuhängen!«

»Ich habe mir so etwas beinahe gedacht!« zischte Vicky Bonney.

»Es wäre ja zu schön gewesen, um wahr zu sein, wenn diese Fahrt ohne Komplikationen abgegangen wäre!«

Sie drehte voll auf. Starke Zwillingsmotoren schoben die Yacht vorwärts, der scharfe Bug zerschnitt das Wasser wie ein Messer.

Und Momo Castaglieri und seine Kumpane griffen nach ihren Waffen, um die Yacht zu stoppen. Das häßliche Stakkato von Schnellfeuergewehren peitschte über das Tirrenische Meer.

Vicky Bonney zog den Kopf ein und wünschte den Verbrechern alles Pech dieser Welt.

***

Tansul!

Bei seinem Anblick trocknete mein Mund aus. Die Lavabestie verkörperte sämtliche Aggressionsgelüste der Hölle. Widder, Schlange, Drachen… Tansul war alles in einem.

Ich sah knotige Muskelstränge unter einer grünschwarzen Haut, der Hitze nichts anzuhaben vermochte. Im Gegenteil, inmitten der rotglühenden Lava fühlte sich Tansul am wohlsten.

»Da hat uns Vulkan eine verdammt harte Nuß zum Knacken gegeben!« brummte Mr. Silver.

Tansul riß sein großes Maul auf und blies uns seinen blaugrauen, sengenden Atem entgegen. Die Hitze, die an der Bergflanke herunterraste, schmerzte auf meiner Haut und nahm mir die Luft.

Tansul beugte sich vor. Weit über den Krater ragte er heraus. Sein Schlangenkörper pendelte im steinernen Schlot hin und her. Er streckte die langen Arme nach Mr. Silver und mir aus, und ich wich blitzschnell zurück.

Der Ex-Dämon blieb stehen, aktivierte seine Magie und ließ zwei grellrote Feuerlanzen aus seinen Augen rasen. Sie fegten auf die

Pranken des Monsters zu und bohrten sich in sie.

Für viele Schwarzblütler war Mr. Silvers Feuerblick tödlich, doch Tansul konnte der Ex-Dämon damit nichts anhaben, denn die Lavabestie war ja in tödlicher Hitze gewachsen.

Obwohl die Magie des Hünen stark war, reichte sie nicht aus, um Tansul zu verletzen, aber das Höllenwesen riß irritiert die Pranken zurück und schüttelte sie brüllend.

Augenblicke später verschwand das gigantische Ungeheuer im rauchenden Kraterschlund, und ich glaubte, daß mein Herz erst jetzt wieder zu schlagen begann.

»Was für ein Gegner«, sagte ich beeindruckt.

Tansul tobte im Inneren des Feuerberges. Die ganz Insel zitterte unter seiner Wut, und wir zitterten mit. Das Scheusal schleuderte flüssiges Gestein, das über uns hinwegflog und zischend ins Wasser eintauchte.

Die Lavabestie hatte sich Tucker Peckinpahs Jet geholt, und es sah nicht so aus, als würde sie sich das Wrack abjagen lassen. Sollten wir nie erfahren, was aus meinem Partner und seinen Freunden geworden war?

Mr. Silver rief sich starke Störsprüche in der Dämonensprache ins Gedächtnis. Er reizte Tansul damit im wahrsten Sinne des Wortes bis zur Weißglut.

»Los, Tony, komm!« sagte der Ex-Dämon. »Ich glaube, ich kann ihn schwächen!«

»Wenn Vulkan merkt, daß Tansul schwach wird, pumpt er ihn mit neuer schwarzer Magie voll.«

»Bis dahin müssen wir den Krater erreicht haben!«

Eine weitere Dämonenformel geißelte die Lavabestie; sie bäumte sich auf, und über weite Teile der Insel ging ein Feuerregen nieder, dem wir nur deshalb entgingen, weil der Wind ihn von uns forttrieb.

Wir stürmten den Feuerberg. Vielleicht war es meine letzte Tat in diesem Leben…

Egal, ich war bereit, mich zu opfern – ich mußte versuchen, gemeinsam mit Mr. Silver dieses schreckliche Ungeheuer zu vernichten.

Wieder setzte Mr. Silver einen magischen Stachel in Tansuls Fleisch. Er schrie die Formel aus vollen Lungen heraus und verstärkte sie mit seiner Magie.

Tansul ließ ein donnerndes Gebrüll hören, und mir war, als würden Risse den Berg durchziehen. Wir hetzten weiter, der Spitze des Monte Fuoco entgegen.

»Hörst du das?« schrie Mr. Silver triumphierend. »Hörst du, wie er tobt, Tony? Ich zerstöre die schwarze Kraft in seinem Innern Stück für Stück. Es gibt keine stärkere Waffe als das Wort. Das Wort kann töten, wenn man es richtig einsetzt!«

Dreißig Meter noch bis zum Gipfel. Es hatte den Anschein, als wolle uns der Monte Fuoco abschütteln. Er bebte, knirschte und vibrierte.

Lavagestein löste sich und donnerte uns entgegen. Wir brachten uns hinter Felsen in Sicherheit. Krachend und prasselnd flog die Steinlawine über uns hinweg, riß anderes Gestein mit und wälzte sich breit in den Pflanzenring hinein, entwurzelte und fällte Bäume, die ich mit meinen Armen nicht umfassen konnte.

Tansul, das war die entfesselte Natur!

Wie sollten wir diesen mächtigen Gegner besiegen? Würden Mr. Silvers Spruchattacken ausreichen? Mein Freund hatte recht. Ein Wort kann verletzen, kann unter gewissen Voraussetzungen auch töten, aber würde es ausreichen, um einem so starken Wesen wie Tansul den Todesstoß zu versetzen?

Zwanzig Meter…

Mir rann der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Meine Lungen brannten, als würden sie in kochendem Öl hängen, und ich bot meine ganze Kraft auf, um die restlichen Meter zurückzulegen.

Immer wieder rollten Steine unter meinen Füßen weg, ich verlor das Gleichgewicht, stürzte manchmal, kämpfte mich aber gleich wieder hoch und hastete weiter.

Mr. Silver erging es nicht anders. Auch er schlug manchmal lang hin, fluchte, sprang auf und setzte den Gipfelsturm fort, während er jene Sprüche, die Tansul am meisten zugesetzt hatten, ständig wiederholte.

Die gutturalen Laute, die er zum Krater hinaufschrie, waren mit keinem Wort der menschlichen Sprache vergleichbar. Wie gut, daß sich der Ex-Dämon dieser Worte noch erinnerte.

Ich stemmte meine Schuhsohlen in den Berg und stieß mich immer weiter hinauf.

Zehn Meter…

Da raste Tansul wieder hoch. Weder Mr. Silver noch ich hatten damit gerechnet. Ich hatte geglaubt, der Ex-Dämon hätte die Lavabestie mit seinen Spruchattacken niedergedrückt.

Was war geschehen? Hatte Vulkan, der Magier-Dämon, eingegriffen?

Magma tropfte von Tansuls Schultern, und er hielt glühende Lavaklumpen in seinen Händen. Jetzt schleuderte er sie hoch. Das flüssige Gestein schwamm wie ein Glutsee direkt über uns in der Luft.

Für einen Sekundenbruchteil hing es zwischen Himmel und Erde.

Dann fiel es.

Genau auf uns herab…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 40 »Ein Monster namens Charlie«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 37 »Die Kamikaze-Monster«, Tony Ballard Nr. 38 »Das zweite Leben des Mortimer K.«